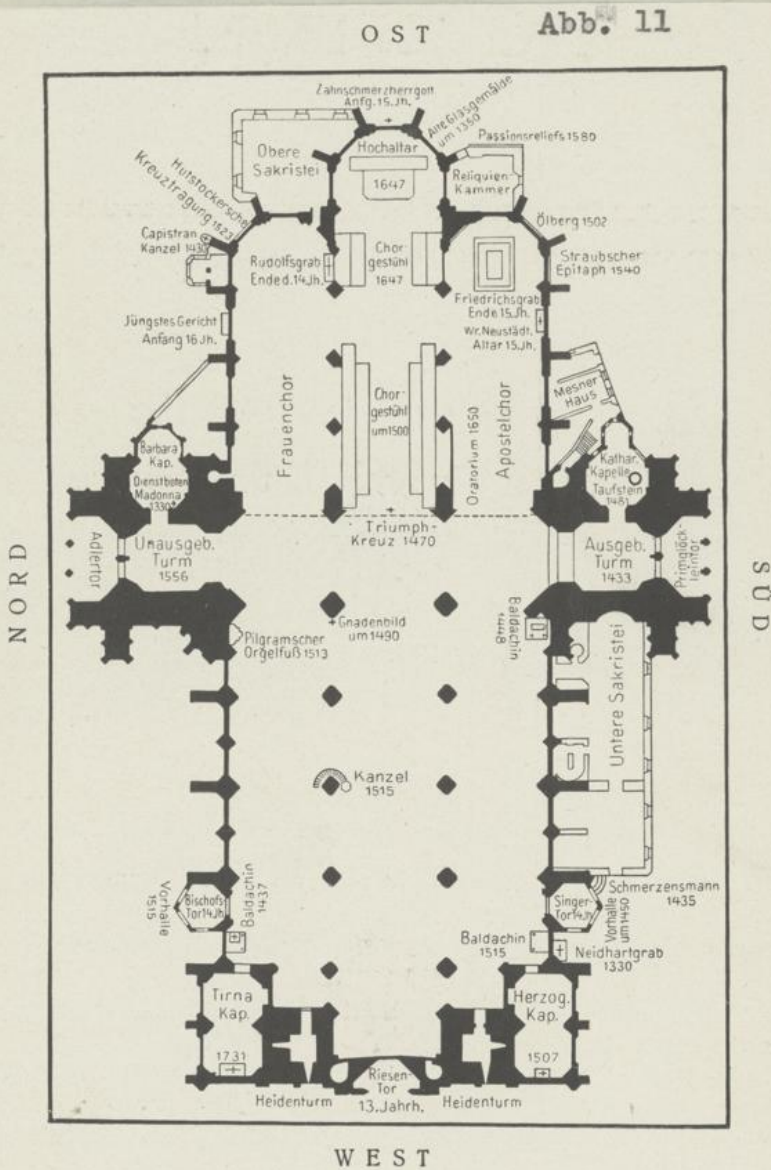


## Rundgang um den D O M.



Plan vom St. Stephan mit Einzeichnung von Hauptsehenswürdigkeiten

Mit der Westfassade beginnend, zeigt sich uns im mittleren Teile der stattliche Rest der einstigen, 1276 abgebrannten romanischen Kirche ( Abb. 12 ). Leicht war die Aufgabe nicht, vor welche die Baumeister sich beim Umbau gestellt sahen, das romanische Westwerk mit den neuen gotischen Formen zu verschmelzen. Mit baukünstlerischem Feingefühl meisterten sie die Schwierigkeiten, indem sie vor das Riesen Tor eine Vorhalle



Fig. 12

Der romanische Teil der Westfassade mit dem „Riesentor“. Mitte 13. Jahrhundert

Phot. Heissenstein

legten, durch zwei Seitenkapellen die Breite der Westfront der des neuen Langhauses anpaßten und endlich den Westgiebel wesentlich erhöhten. Alles geschah unter Schonung des Bestehenden; abgesehen von dem um 1420 durchgerochenen großen gotischen Fenster oberhalb des Riesentores und dem Spitzbogen, der an Stelle des ursprünglichen Rundbogens wohl aus ästhetischen Gründen diesem Tore vorgelegt wurde, blieb die von den beiden Heidentürmen begrenzte romanische Fassade nahezu unversehrt und als ein Hauptwerk der hochbedeutenden niederösterreichischen Bau- und Steinmetzschule der ottokarischen Zeit erhalten. Wir dürfen annehmen, daß das der ersten Bauperiode angehörende Riesentor in reichlichster Weise ausgestattet war und in seiner heutige Großartigkeit schon bestanden hat. Der Reichtum seines Schmuckes an ornamentalen und figürlichen Skulpturen, die eine Fülle interessanter Details aufweisen, berechtigt uns, das Westportal des Domes den bedeu-

tendsten dieser Art beizuzählen.

Durch die vordere Torwand hindurch schreitend, befinden wir uns, - noch vor dem eigentlichen Portale, - in einem schon ziemlich geschlossenen Raume ( Abb. 13 ), dem letzten Ueberreste des Vorhofes der altchristlichen Basilika. Tatsächlich



ST. STEPHAN. RIESENTOR

Fig. 13

war hier der Platz, wo bis ins 19. Jahrhundert die öffentlichen Büsser kniend oder selbst liegend dem Gottesdienste beiwohnen mußten, oft durch Jahre aus der Kirchengemeinschaft ausgestossen, bis ihr Vergehen gebüßt war.

Abfall vom Glauben, Totschlag, Ehebruch, falsche Eidschwüre, Brief- und Siegelverfälschungen u.dgl. mehr konnten so gesühnt werden. Diese Buße wurde auch weiblichen Personen auferlegt, die sich gegen die Sittlichkeit vergangen hatten, doch wurden diese nicht für würdig befunden, auch nur in der Vorhalle zu verweilen, sondern erhielten ihren Platz vor dem Riesentore selbst angewiesen. Dort mußten sie, in ärmliche Kleidung gehüllt, mit bloßen Füßen und einem Strohkranz in der

Hand oder auf dem Haupte im Angesicht der Bevölkerung ihr Vergehen abbüßen. Noch zu Maria Theresias Zeiten wurden Frauenzimmer, die einen liederlichen Lebenswandel führten, wie auch Kupplerinnen dort an den Pranger gestellt, wo sie allen Insulten von Seite des Volkes ausgesetzt waren. Ihre Haare wurden geschoren und ihr Kopf mit schwarzen Pech bestrichen; schließlich wies man sie mittelst Schub aus der Hauptstadt. Die berühmte Keuschheitskommission lieferte hier ein ansehnliches Kontingent, worunter sich freilich auch manche unschuldigen Opfer nichtswürdiger Rachsucht irgendwelcher Angeber oder auch der Kommissäre selbst befanden.

In reicher Abstufung, die sich nach innen vertieft, werden die Seitenwände der Vorhalle von schlanken, mit reichem Riemwerk gezierten Säulen gebildet, zwischen denen das Mauerwerk abgeschrägt ist und die auf ihren üppigen Hörnerkapitälern einen reichen figuralen Architrav tragen, der die Gefahrenden der Welt symbolisieren soll.

Diese unheimlichen Fabelwesen und fratzenhaften Gestalten ( Abb. 14, 15 und 16 ), die hier über den Kapitälreihen



zu fast ornamentaler Verflechtung gebunden sind, deuten die menschlichen Leidenschaften an, die sich gegen das Himmlische

auflehnen. Die altchristliche Bausymbolik will in ihrer Darstellung das Dämonische, Tierische zum Ausdruck bringen, das, gleichsam erdrückt von der Masse des Heiligen und unschädlich gemacht, hervorlugt.

Selbst ein Jude ist in diese merkwürdige Gesellschaft geraten ( Abb. 16, IV ). Man erkennt ihn an seinem Spitzhute,



den zu tragen den Juden durch die Wiener Synode von 1267 neuerlich vorgeschrieben wurde. Müller folgert aus dieser Figur, daß demnach das Portal wohl erst nach 1267 entstanden sei, was jedoch keineswegs zwingend ist, denn das Gebot, einen Spitzhut zu tragen, bestand für die Juden schon vorher und wurde nur durch das in jenem Jahr abgehaltene Wiener Konzil ( s.S. 428 ) verschärft.

Aehnliche Fratzenbilder und Zerrgestalten befinden sich übrigens noch an vielen andern Stellen des Domes, so im Bereich der Strebepfeiler, der Gallerien, der Schwibbogen und Wimperge, in den Nischen, der Bögen, Portale, usw. oder sie lugen aus zierlichem Maßwerk der Frieße geheimnisvoll hervor.

Besonders grotesk wirken jene Steinbilder, die als Wasserspeier am Langhaus, dem Chorbau und an den Türmen der Kirche dienen und über die Wölbung des Gesimses in die Luft ragend, wie drohende Fingerzeichen weithin sichtbar sind.

Über den sonderbaren Steinfiguren der beiden Seitenwände der Vorhalle erheben sich die Brustbilder der 12 Apostel; die linke Leibung ( Abb. 17 ) zeigt davon sechs, von denen

Steinmetzbruderschaften. Danach hatte der "angefreite" Gesch

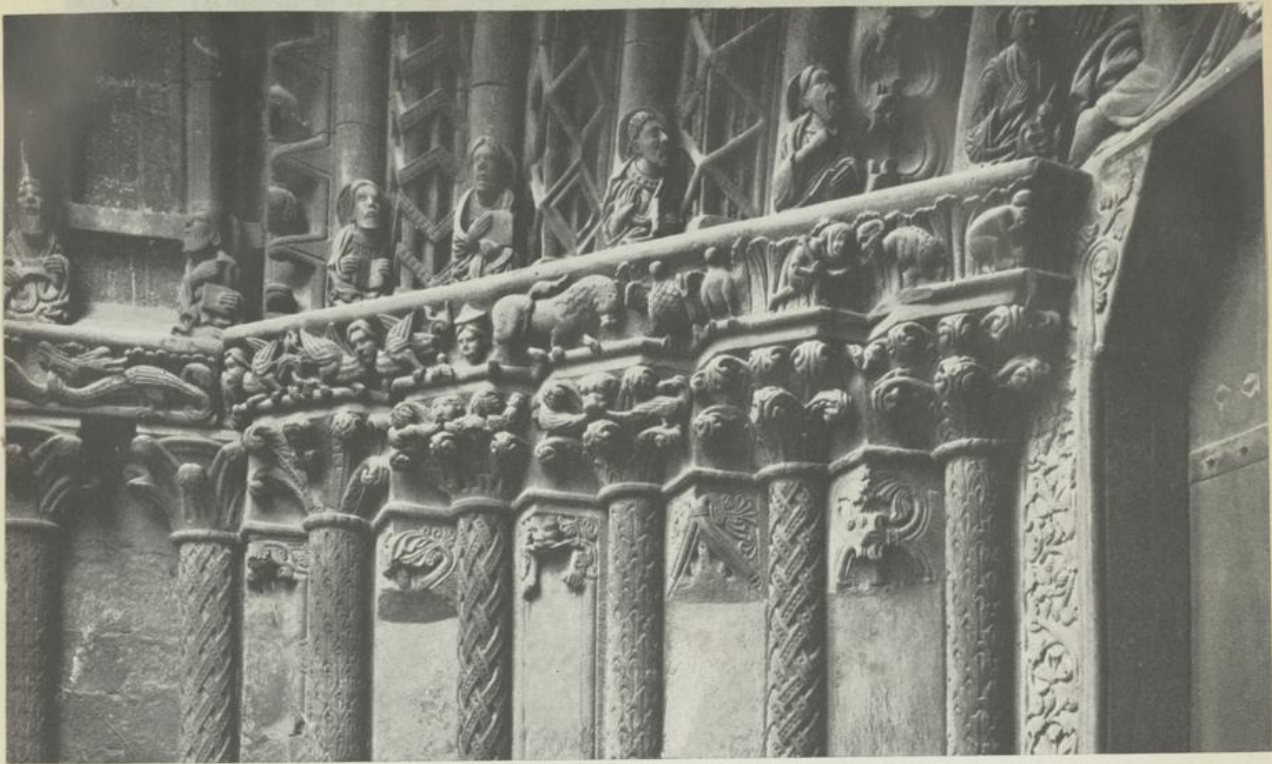


Abb. 17

Westentor, linke Leibung. Über der Kapitälzone Friesband und Apostelbüsten

Phot. Reiffenstern

nur St. Petrus ( der erste von rechts ) durch den Schlüssel in der Hand erkennbar ist; die übrigen sind nicht individuell charakterisiert. Sie tragen in verschiedenen Haltungen Bücher oder Schriftbänder. Die rechte Leibung zeigt in der gleichen Anordnung die restlichen sechs Apostel, die gleichfalls individuell nicht charakterisiert sind. Aller Antlitz ist Christus zugewendet, der in der Mandorla thront ( Abb. 18 ), die unmittelbar überdem Tore von zwei Engeln gehalten wird.

In der linken Hand das Buch des Lebens, der Wahrheit und der Weisheit haltend, erhebt der Heiland die rechte, Ein- und Ausgang der Gläubigen segnend. Unzweifelhafte Spuren deuten auf eine frühere Bemalung des Reliefs hin.

Was diese Skulptur von andern gleichzeitigen Werken unterscheidet, ist, daß der Heiland sein linkes Knie entblößt zeigt. Man hat versucht, diese Darstellung als baubrüderliches Wahrzeichen zu deuten. Diese Lösung wird allerdings unterstützt durch das Aufnahme-rituale der mittelalterlichen Steinmetzbruderschaften. Danach hatte der "angefreite" Gesel-



Abb. 18

Bogenfeld des Westportales (um 1260)

Phot. Esterr. Lichtbildstelle

1e am Tage der Aufnahme halb entkleidet, mit verbundenen Augen, mit bloßer Brust und entblößtem Knie an die Tür des Hüttensaales zu treten. Auf drei starke Schläge wurde ihm die Türe geöffnet.

Aber auch die heilige Schrift und zwar sowohl das alte wie das neue Testament bieten Erklärung dieser symbolischen Handlung. So ruft die Stimme Gottes dem Moses, der zu dem flammenden ~~Bornbusch~~ Dornbusch treten will, zu: "Tritt nicht herzu, ziehe Deine Schuhe aus von Deinen Füßen, denn der Ort, worauf Du stehst, ist heiliger Boden" ( Moses 3, 5 ). Die Fußwaschung Christi läuft schließlich auf dieselbe Symbolik hinaus. Demnach käme der Heilandsfigur über dem Portal von St. Stephan eine religiös symbolische Deutung zu. Gelöst erscheint aber die viel umstrittene Frage nicht.

Auf den Kapitälern des spitzbogigen Eingangstores bemerkt man schließlich noch zwei hockende Gestalten. Sowohl die ikonographische Bedeutung als auch die stilgeschichtliche

Stellung dieser beiden Figuren ist vielfach diskutiert worden. Offenbar gehören sie inhaltlich nicht mit den Aposteln zusammen. Die zumeist vorgeschlagene Deutung als Baumeister und Bauherr wird durch das sichtliche Bestreben nach Individualisierung der beiden Figuren unterstützt. Die linke Figur hebt eine Hand gegen den Kopf und hält in der andern ein Beil, wohl das Rüstbeil, das jeder Maurergehilfe haben mußte und das ein Wahrzeichen des Standes bildete. Die erhobene Hand mag möglicherweise ein Grußzeichen bedeuten. Mailly meint, daß der so Dargestellte über die glückliche Vollendung des Bauwerkes aufjubelt. Umstrittener ist die zweite Figur. Der Hinweis, daß man in ihr den Bauherrn der Kirche ( Heinrich II. Jasomirgott ) zu erblicken hätte, wird von Tietze nicht anerkannt. Er hält es für wahrscheinlicher, daß sie den Kirchenmeister darstellt, der als Beschaffer der Mittel das Gegenstück zum Vollender des Baues ist.

Das Riesentor führt seinen Namen keineswegs von dem Mamutknochen, den man bei der Grundaushhebung des Nordturmes fand und dann hier zur Schau stellte ( s.S. 132 ). Diese Bezeichnung ist vielmehr für die großen Tore älterer Kirchenbauten ziemlich häufig. In einer Urkunde wird es auch R i e s t t o r genannt ( Riest - Bogen ).

Das Tor wird nur bei besonderen Feierlichkeiten geöffnet. Das Oeffnen bei vornehmen Leichenbegängnissen kostete 100 fl., welche der Regierung als Patron der Kirche zuflossen. Sonst ist es durch ein vom Hofschlosser Anton Biro 1879 gespendetes Gitter geschlossen.

Die Staatsaktionen eines halben Jahrtausends haben an dieses Tor gepocht. Kaiser und Könige hielten ihren Einzug durch dasselbe in die Kirche. Einer der denkwürdigsten dieser Einzüge war wohl jener Rudolfs von Habsburg im Jahre 1278 zum

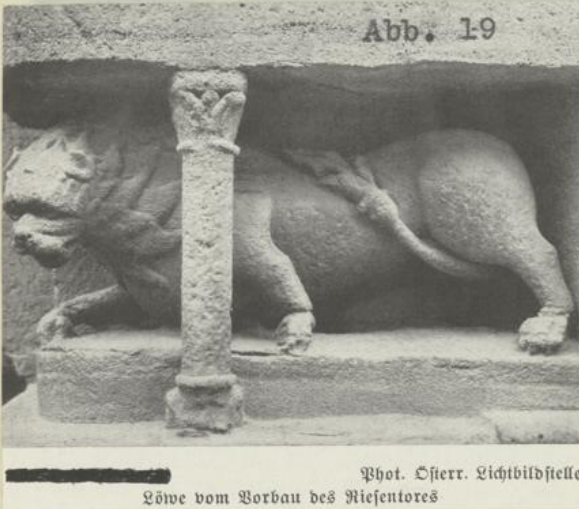


versteht (s. Tietze Abb. 77), in barocker Zeit restauriert, Dankgottesdienste anlässlich des folgenreichen Sieges über seinen Gegner Ottokar von Böhmen in der Schlacht auf dem Marchfelde.

Wichtige Bekanntmachungen, päpstliche Bullen, die damit als veröffentlicht galten, usw. wurden am Riesentor angeschlagen. Einer der letzten Anschläge war die Abschiedsproklamation des Kaisers Napoleon I., als er 1805 Wien verließ. Das große Drahtgitter, das diese Kundmachungen vor Beschädigungen oder unbefugter Entfernung schützte, befindet sich jetzt im historischen Museum der Stadt Wien.

Die das Riesentor umgebende Fassade des Vorbaues ist ebenfalls mit sehr altertümlichen Skulpturen ausgestattet, deren krause Symbolik wohl mannigfacher Deutung unterliegt. Der Figurenschmuck dürfte dem ersten romanischen Kirchenbau angehören, jedoch gelegentlich des durch den Brand von 1253 veranlaßten ersten Erweiterungsbaues und des Anbaues der Vorhalle in seiner Anordnung geändert worden sein.

An dem risalitartigen Vorbaue befinden sich oberhalb des Frieses rechts und links kleine längliche Nischen, die aussen von einem romanischen Säulchen abgeschlossen werden. In jeder der beiden Nischen gewahrt man einen kauern den Löwen (Abb. 19), stilistisch typisch romanischer Gestaltung, die als Wächter des Gotteshauses und als Stütze und als Stärke des Glaubens gedeutet werden. Darüber lagern vier Nischen von verschiedener Größe. In der linken Nische steht ein Heiliger, der in den Händen ein Spruchband mit der Jahreszahl 1700



hält. Möglicherweise wurde diese Figur, die den heil. Stephan

vorstellt ( s.Tietze Abb. 77 ), in barocker Zeit restauriert, worauf die erwähnte Jahreszahl hindeutet. Das Gesicht ist ziemlich fein ausgeführt und auch sonstige Ausführungsmomente weisen zweifellos auf eine jüngere Behandlung hin.

Die zweite Nische enthält eine eigentümlich gestellte menschliche Gestalt mit überschlagenen Beinen, die vielfach als das antike Motiv des Dornausziehers ( Abb. 20 )

Fig. 20



angesehen wird. Sie führt im Volksmunde auch diese Bezeichnung. Das Steinbild, das leider stark beschädigt ist ( der untere Teil des linken Fußes und der rechte Arm fehlen ), stammt aus der gleichen Zeit wie die übrigen Nischenfiguren des Vorbaues, also aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Dem antiken Motiv, das den Dornauszieher in seinen vielen Nachbildungen stets nackt zeigt, widerspricht bei dieser Figur nicht nur die Bekleidung, sondern

auch die Körperhaltung. Während sie beim Original vorgebeugt erscheint, wie dies der Tätigkeit des Dornausziehers entspricht, nimmt die Skulptur bei St. Stephan eine aufrechte Haltung ein und blickt geradeaus vor sich hin. So sitzt wohl keiner, der sich einen Dorn aus dem Fuße ziehen will.

Es läßt sich auch nachweisen, daß die Bezeichnung "Dornauszieher" für die Figur ober dem Portal von St. Stephan erst

im 19. Jahrhundert aufgekommen ist. Um 1700 finden wir für sie die Bezeichnung "Steinmetzjunge"; doch auch diese Benennung hat mit dem eigentlichen Sinne der Darstellung nichts zu tun, denn der geheimnisvolle Steinmetzjunge, der vom neidischen Meister oder gar vom Teufel vom Turme gestürzt wurde, ist ein ~~Sagenbild~~ ~~gebilde~~ des 15. Jahrhunderts, die Figur hingegen ist zwei Jahrhunderte älter. So sind wir über deren wahre Bedeutung vollkommen im unklaren. Auslegungen hiefür gibt es freilich genug, doch ist hier nicht der Raum, darauf näher einzugehen, ~~umso-~~weniger als sie ja doch keine ~~Klä~~ rung bringen. Anton Mailly ( "Allerlei Merkwürdigkeiten vom Stephansdom" ), der sich mit dieser Figur eingehend befaßt, nennt sie daher auch mit vollem Recht die rätselhafteste Figur des ganzen Domes.

In der dritten Nische gewahrt man einen Greif als Sinnbild der alles besiegenden Macht Christi. Seine linke Krallen drückt auf einen Menschenkopf, der das <sup>m</sup> Menschengeschlecht symbolisiert ( Tietze Abb. 75 ).

Die Figur in der letzten Nische, - S i m s o n im Kampf mit dem Löwen ( Abb. 21, S. 49 ) ist ein dem alten Testament entnommenes, gern verwendetes Bild für den Kampf des Schwachen mit dem Starken, des Guten mit dem Bösen, das an älteren Kirchen häufig anzutreffen ist. Von allen Figuren ist die des Stephanus die jüngste; sie ist ein Beispiel dafür, daß bei dem Schmucke der Kirchen nach und nach an die Stelle des Symbolischen die Heiligendarstellungen traten.

Während die Stephansfigur in ihrer ursprünglichen Verfassung vermutlich aus ~~aus~~ gotischer Zeit stammt, tragen die drei Figuren der andern Nischen ausgesprochen romanischen Charakter.

Ueber den Nischen sind in einer Reihe figürliche Traggsteine angebracht und zwar 10 an der Vorderseite und je einer an der Schmalseite des Vorbaues. Sie alle zeigen recht phantastische Darstellungen, in deren Erfindung die alten Steinmetze schier unerschöpflich waren.



Abb. 21

Halblebensgroße Simsongruppe (um 1260—1280) vom Vorbau des Riesentors, an welchem diese schöne Arbeit der Höhe ihres Aufstellungsortes wegen nicht richtig gesehen werden kann.

Durch die Umgestaltung der Fassade erlitt der obere Teil des Vorbaues eine Veränderung. Da ein architektonischer Abschluß nicht möglich war, begnügte man sich mit einer einfachen Pult-Klaftermales bediente, herrühren und aus Anlaß ihrer Stadtvermessungen im Zentrum der Stadt zum allgemeinen Gebrauche angebracht worden sind.

Sehr interessant ist das ornamentierte Frießband, das auf beiden Seiten von den Pfostenkapitälern ausläuft. Während die Partie auf der linken Seite das in Oberitalien, Süddeutschland und Oesterreich sehr beliebte Palmettenmotiv aufweist, entdeckt man auf der rechten Seite ein Ornament, das in unseren Gegenden selten vorkommt. Darstellung und Symbolik lassen den nordischen Einfluß vermuten, der durch die Regensburger Mönche Kreis rührt von einem Eisenhaken aus des Abschlussgitters her,

in unsere Gegenden vermittelt wurde. Es ist das Hakenkreuz als Ornamentbild. Durch diese einzelnen Hakenkreuze läuft ein Verbindungsband. Diese Friesdarstellung hat eigentlich einen etwas germanisch-heidnischen Anstrich, wenn auch zugegeben wird, daß es selbst in den christlichen Katakomben im Gebrauche war. Andererseits kann auch angenommen werden, daß diese Darstellung nur als Schmuckform anzusehen ist. (Dietze Abb. 27/28).

~~Links an der Portalwand~~ Links an der Portalwand sind zwei in die Mauer eingelassene Eisenstäbe sichtbar, deren oberer der Länge einer wiener Elle - 0.7776 m, deren unterer der Länge einer halben "Königischen oder Nürnberger Klafter" - 0.89 m, entspricht.

Das Klaftermaß kam durch den Nürnberger Baumeister und Meßkünstler Augustin Hirschvogel in Wien zur Anwendung, als er 1547 die Vermessung der Stadt durchführte und er selbst begründete diese Einführung damit, daß die von König Ferdinand angeworbenen spanischen und wälischen Maurer sich ausschließlich dieses Maßes bedienten. Das Maß dürfte übrigens auch mit dem sogenannten "Hüttenstab", einem im Steinmetzgewerbe beliebten Maße, identisch sein. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die beiden Eisenstäbe entweder von Augustin Hirschvogel oder dem Steinmetzmeister Bonifacius Wolmuet, der zur gleichen Zeit Dombaumeister von St. Stephan war und sich ebenso des Königischen Klaftermaßes bediente, herrühren und aus Anlaß ihrer Stadtvermessungen im Zentrum der Stadt zum allgemeinen Gebrauche angebracht worden ~~sind~~ sind.

Sie sollten aber auch dem Handel dienen, um dem Käufer einer Ware Gelegenheit zu geben, diese an einem behördlich richtig gestellten Maße nachzumessen. Bei festgestelltem Betrug mußte der Verkäufer harter Buße gewärtig sein.

Der darüber kaum noch sichtbare im Gestein eingeritzte Kreis rührt von einem Eisenhaken ~~her~~ des <sup>altw.</sup> Abschlußgitters her,

das sich nun im historischen Museum der Stadt Wien befindet. Bei Oeffnung des Tores rieb sich der Haken an den Steinen, wodurch im Laufe der Zeit eine ziemlich tiefe, kreisrunde Rinne entstand. An jedem andern Gebäude hätte das kaum irgendwelche Beachtung gefunden; weil es sich aber an einer Kirche und noch dazu am Stephansdom zutrug, schuf der allzeit rege Wiener Volksgeist eine hiefür passende Erklärung, an die sich überdies auch eine artige Legende knüpft. So war im Volke vielfach die Ansicht verbreitet, es hätten die Wiener Bäcker ehemals die Brotlaibe in dieser vorgeschriebenen Größe anfertigen müssen. Die Sage bringt das Kreisbild mit einer Büsserin in Verbindung, die einst hier vor dem Riesentore habe stehen müssen, um eine schwere Schuld zu sühnen: *ster; der sprach sie frei von ihrer*

Sohn In dem uralten Bauerndorf Statzendorf im Bezirke St. Pölten regierte ein reicher Bauer als Bürgermeister, daheim bei ihm aber seine Frau Regina. Der Herrschsucht des Weibes und des steten Haders müde, legte er sich hin und starb. Regina, nun unbeschränkte Herrin in der Mühle, häufte Vorräte auf, füllte ihre Truhen mit harten Talern, aber auch ihr Herz wurde hart, so hart wie Stein. Selbst ihrem Bruder, der mit Frau und Kindern Not litt, wies sie von der Türe. Da bat einst ein Bettler Regina um ein Stücklein Brot. Mit barschen Worten wies sie ihm die Türe. "du böses Weib", rief der Bettler - es war Jesus selbst - "hart wie Dein Herz soll Dein Brot werden!" - und verschwand. Der Fluch wurde sofort Wahrheit. Das Brot auf dem Tische war Stein geworden, die Vorräte in der Kammer waren verschwunden, die Geldtruhen leer. Reue erfaßte Reginas Herz. Nun erst erkannte sie die Strafe Gottes in ihrer vollen Schwere, und da sie einst von der Wundertätigkeit der Stephanskirche in Wien vernommen hatte, wollte sie dorthin pilgern, um Gnade zu erflehen. Weit war der Weg, den die einst so stolze Müllerin nun als Bettlerin zurücklegen mußte. Hier und da

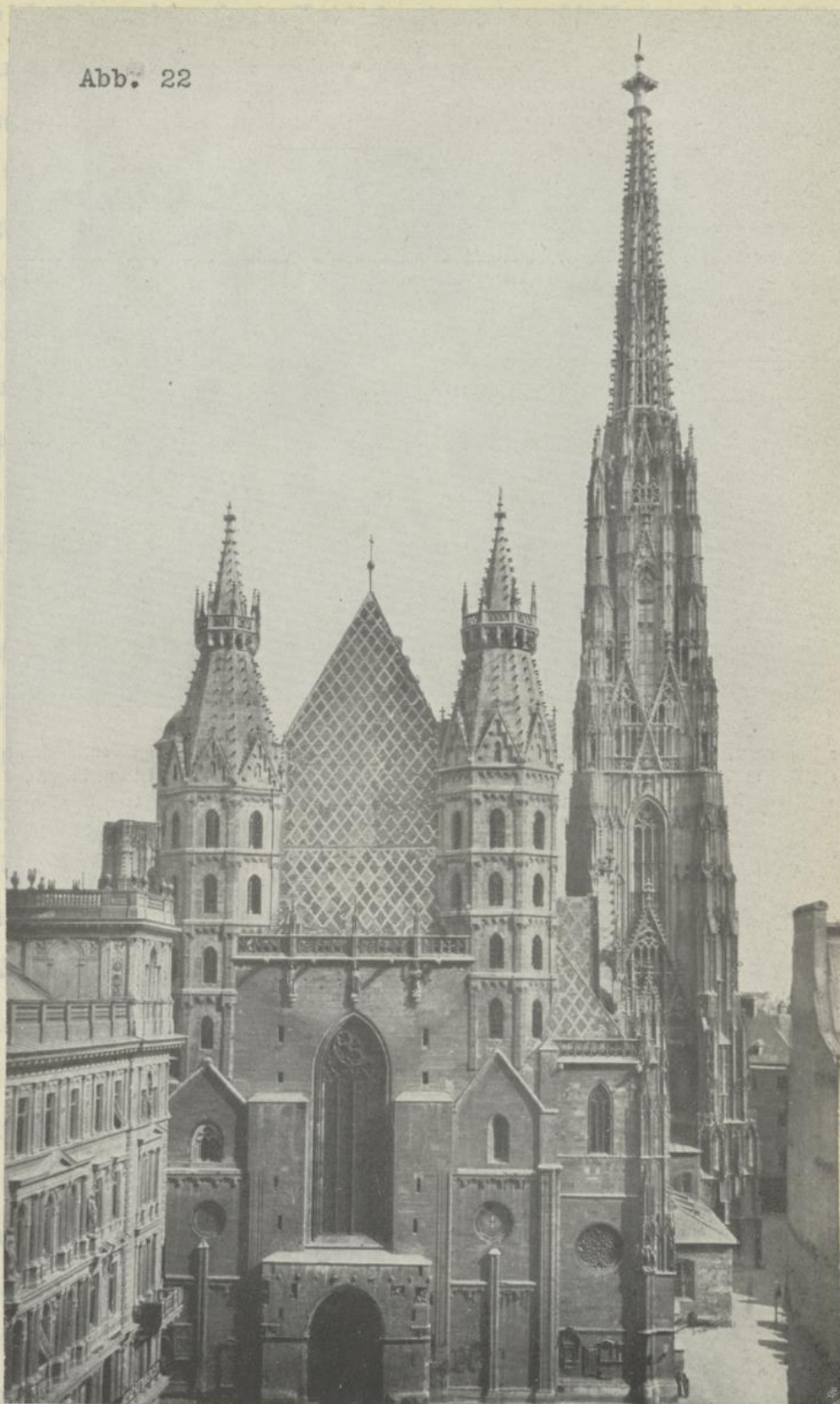
gabs ein Stücklein Brot, selten etwas Besseres, aber viele harte Worte. In Wien bekannte die Fluchbeladene dem Priester ihre Schuld; doch dieser wies sie, die Gottes Zorn so sichtbar getroffen, aus dem Gotteshause. Vor dem Tore möge sie stehen alle Tage und beten, bis ihr Gott ein Zeichen sende, das ihr seine Gnade verkünde. So stand die einst so hochmütige Frau bei Wind und Wetter als reuige Büsserin vor dem Tore, vom frühen Morgen, wenn der Mesner das Tor öffnete, bis zum späten Abend, wenn der letzte Beter den Dom verließ. Da gewahrte sie eines Tages voller Freude, daß dort, wo alle Morgen das Tor befestigt wurde, ein Kreis in den Stein eingegraben war, der die gleiche Größe zeigte wie jener Laib Brot, der daheim zu Stein geworden war. Regina eilte zum Priester; der sprach sie frei von ihrer Schuld, segnete sie und entließ sie nach Hause. Dort fand sie die Kammern und Truhen wieder gefüllt und alles in bester Ordnung vor. Tief ergriffen, gelobte sie, eine andere zu werden und ihren Reichtum zu Wohltaten für ihre Mitmenschen zu verwenden. Sie hielt ihr Wort; den zu Stein gewordenen Brotlaib schenkte sie der Kirche zu Statzendorf, wo noch ~~aufbewahrt~~ aufbewahrt werden soll.

Oberhalb des Riesentores zieht sich zwischen zwei massigen Pfeilern ein schönes Spitzbogenfenster ( Abb. 22, S. 53 ) bis zum Gesimse empor, auf welchem 30 Meter über dem Boden die Statuen des heil. Laurentius, des heil. Stephan und des Erzengels Michael stehen. Der obere Teil der Fassade, — ober den massigen Pfeilern ist ein Werk des 14. Jahrhunderts.

Die über zwei Meter hohen Statuen sind Nachbildungen, die vom Bildhauer Erlner in den Jahren 1877, bzw. 1902 nach den früher hier vorhanden gewesenen gotischen Figuren angefertigt wurden.

Das gewaltige Fenster erfüllt seinen Zweck, Licht in die weiten Hallen des Domes zu lassen, nicht, da die große Orgel es verdeckt.

Abb. 22



Westfassade. Die romanische Fassade (Riesentor und Heidentürme) wurde beim gotischen Erweiterungsbau in die neue Front einbezogen, die nördlich und südlich in den zweigeschossigen Westkapellen, sonst der Höhe nach über sie hinauswuchs.

Das Riesentor wird flankiert von den beiden Heidentürmen.  
 Der ottokarischen Bauperiode entstammend, gehören sie dem  
 Uebergangsstil von der Romantik zur Gotik an. Die um die  
 flänkenden Giebeln gebaute Skulpturengruppe entstand erst in späterer Zeit.



Die dreigeschossigen Unterbauten der 64 Meter hohen Türme erscheinen zunächst als viereckiger Aufbau mit Giebelaufsatz und einer Fensteröffnung nach vorne, dann setzen sie ins Achteck um und teilen sich in vier Stockwerke, die durch kräftige Rundbogenfriese mit Zahnschnitt nach außen betont sind und auf jeder Seite spitzbogige Fenster mit Mittelpfeilern enthalten. Zu Ottokars Zeiten noch mag das Aeussere durch die schlanken Türme imposant gewirkt haben, heute stecken sie zum großen Teil im Dachstuhl und haben dadurch ihre Wirkung eingebüßt.

Die hohen Spitzen setzen über dem vierten Geschoß an; sie sind an der Basis von drei Eckgiebeln und in der Mitte von einer Galerie umgeben. Früher trugen sie Kreuz und Krone, 1614 je einen Wetterhahn, seit 1631 Heiligenfiguren.

Die Uhren in den beiden romanischen Rundfenstern wurden im Jahre 1862 durch den Uhrmacher Wenzel Schönberger dort angebracht. Ein Gehwerk regelt die Zeiger des gewöhnlichen Uhrblattes am linken, ein Laufwerk die 47 cm hohen Springziffern am rechten Turm, von welchen die römischen alle Stunden, die arabischen alle 5 Minuten vorspringen. Gegenwärtig werden die Uhren elektrisch betrieben.

Die Glocken hingen schon im 13. Jahrhundert in den Türmen; sie wurden wiederholt umgegossen, zuletzt 1772 von Franz Joseph Scheichel in Wien und zwar derart, daß sie seither in einem harmonischen Geläute übereinstimmen.

Im rechten Turm hängen:

die Zwölferin oder Fürstenglocke. Unterer Durchmesser 159 cm. Inschrift: "Ich Erz dieser Glocke erschalle niemals vergeblich; ich verkünde entweder Krieg oder Feierlichkeit, Feuersbrunst oder eine ehrbare Begräbniss. Mich goss Leonard, gebürtig von München im Jahre 1279."

1509 wurde die Glocke von Ladislaus Raczko umgegossen, 1867 und 1884 wurde sie ummontiert.

Die **V I E R T E L P U M M E R I N**. Unterer Durchmesser 202 cm; sie ist die größte der im rechten Heidenturm aufgehängten Glocken und wiegt 80 q. Von Georg Wenig 1619 gegossen, war ihr Mantel mit dem Wappen des damaligen Bürgermeisters ~~XXXX~~ Daniel Moser (s. Band I/II, S. 3/4), des Kirchenmeisters Paul Hirsch und des Kirchenschreibers Johann Nieslar geschmückt. 1681 zersprang sie, und da man sie wegen ihrer Größe aus den engen Fenstern nicht herablassen konnte, wurde sie zerschlagen und stückweise herabgeworfen. ~~Derin~~. Schon 1340 wird im Wiener Stad Die Glocke wurde mehrmals umgegossen und zwar 1681 von Balthasar Herold, 1772 von Franz Scheichel und 1884 von F. Hilzer aus Wiener Neustadt, wobei das alte Bildwerk und die Inschrift wieder angebracht wurden. Die vier Bilder, mit denen sie geziert ist, stellen dar: Christus am Kreuze, die Mutter Gottes, den hl. Josef und den hl. Stephan. Die Inschrift lautet: "Der Name des Herrn sei gebenedeit. Diese zu Ehren des hl. Erzmartyrers Stephanus von Kardinal Grafen von Migazzi, des Erzbischofs von Wien, geweihte Glocke hat unter der Regierung beider Majestäten Josefs II. und Maria Thersias, da Leopold Gruber Bürgermeister war, der wienerische Stadtrat und die Bürgerschaft auf Veranlassung der Kirchenadministratoren Raimund Ferdinand von Zahlheim und Joseph Ferdinand Schweidler in diese Gestalt und in ein mit den übrigen Glocken übereinstimmenden Klang bringen lassen. 1772. Franz Joseph Scheichel goss mich in Wien."

Im linken Turm hängen: ~~und das göttliche Kind~~.

Die **K A N T N E R I N**, die vielleicht mit der im 15. Jahrhundert erwähnten Stürmerin identisch ist. Unterer Durchmesser 129 cm. Umgegossen 1552 durch Urban Weiss, 1772 durch F.J. Scheichel. Die Reliefs ihres Mantels zeigen Christus am Kreuze, sowie das Wappen des Lorenz Haiden (Bürgermeister von 1479 - 1483).

~~ersten Räume der beiden Türme wurden die Wachsammern genannt, weil man dort einst die nicht geringen Vorräte an Wachs und Kerzen aufbewahrte, es war üblich, die bei großen~~

Die B I E R I N G E R - B I E R G L O C K E. Unterer Durchmesser 111 cm. Gegossen 1546 von Michael Doppler, umgegossen 1772 von Franz Josef Scheichel. Dieser Glocke Klang vernahmen die alten Wiener Bürger nicht gern. Sie nannten ihr Geläute den "nassen Zapfenstreich", da es die Beendigung des Bierauschankes im Hause und über die Gasse ankündigte. Je nach der Jahreszeit und wohl auch der politischen Verhältnisse war die Stunde ihres Rufes verschieden. Der Wiener Witz prägte für sie den Namen "die Gurgelabschneiderin". Schon 1340 wird im Wiener Stadtrechte eine Bierglocke erwähnt. 1459 erging die Anordnung, daß nach dem Läuten der Bierglocke niemand mehr ohne Licht auf die Straße gehen dürfe. Dieser Befehl wurde in den unruhigen Zeiten Ferdinands I. erneuert, da die Sicherheitsverhältnisse damals sehr zu wünschen übrig ließen. Lange erhielt sich in Wien der Ausdruck für einen am Abend Berauschten: "Er hat die Bierglocke überhört". *Ostern.*

Die F E U E R - oder R A T S G L O C K E, 1453 von M. Thomas Kren gegossen, 1859 umgegossen. Sie dürfte damals vom Hochturm, wo sie ursprünglich hing, an den jetzigen Ort übertragen worden sein. 1867 ummontiert, spzang sie 1879 und wurde von Georg Gössner in Simmering neu gegossen. *en bestimmt war.*

Die kleine Glocke, 1772 von F.J. Scheichel gegossen. Sie zeigt auf ihrem Mantel die Reliefbildnisse des hl. Joh. Nepomuk, des hl. Josef, des hl. Anton von Padua und der Maria Selbdritt ( Mutter Anna, Maria und das göttliche Kind ). *erhaltenen*

Die F E R I N G E R I N oder alte Feuerin aus dem Jahre 1457 mit dem Bilde des Kirchenpatrons. 1772 von F.J. Scheichel umgegossen. *älteste Heidenturm durch das Bezirksrister Parnam*

Im nördlichen Heidenturm befand sich auch ein gewölbtes Gemach, das im Winter als landesfürstliches Oratorium diente. Die untersten Räume der beiden Türme wurden die Wachskammern genannt, weil man dort einst die nicht geringen Vorräte an Wachs und Kerzen aufbewahrte. Es war üblich, die bei großen

Leichenbegängnissen benützten und nicht ganz verbrauchten Kerzen und windlichter, welche die oft zahlreichen begleitenden Priester und Sänger trugen, der Kirche zu überlassen. Auch dürften die Zünfte über ihre Mitglieder Ordnungsstrafen in Form einer gewissen Wachsmenge verhängt haben, welche in die Wachskammer abzuliefern war. Alte Verbindungsbriefe berichten von Verpflichtungen zur Wachslieferung. So verpflichtet sich 1362 das Stift St. Florian, alljährlich 3 Tage vor Maria Lichtmess 24 Pfund beizustellen "daraus man machen schol cherczen, die der Probst und daz capitel ze der schonheit derselben hochzeit ( Hohes Fest ) vnsr vrawn ze lob vnd ze eren tragn schullen." 1363 verpflichtet sich Bischof Friedrich von Regensburg für seine Stadt Pöchlarn, jährlich 40 Pfund Wachs zu Maria Lichtmess zu liefern, wenn die Stadt das Wochenmarktrecht erhalte. Die Zisterzienserinnen zu St. Niklas in Wien lieferten 16 Pfund zu einer Taufkerze zu Ostern.

Seit Auflassung des Friedhofes brachten die Leichenbegängnisse keine Wachsspende mehr. Der Bedarf an Kerzen, die laut liturgischer Vorschrift vielfach aus Wachs bestehen müssen, muß jetzt aus dem Kirchenvermögen bestritten werden, das ursprünglich nur zur Erhaltung der Baulichkeiten bestimmt war.

Restaurierung der beiden Türme: es vier Kapellen, denn über

In den Jahren 1878/79 wurden anlässlich einer Restaurierung der beiden Heidentürme statt der damals ~~als~~ als Turmabschlüsse dienenden Kreuze die schon früher an dieser Stelle vorhandenen ausgeschnittenen Metallfiguren des hl. Stephan und des hl. Laurentius angebracht. 1897 bis 1901 wurde der nördliche, 1901 bis 1904 der südliche Heidenturm durch den Dombaumeister Hermann einer neuerlichen Restaurierung unterzogen.

Der Name der beiden Heidentürme, der 1631 zum erstenmal erwähnt wird, ist nicht geklärt. Auslegungen dafür gibt es eine Menge, doch keine davon kann Anspruch darauf erheben, als

richtige zu gelten. Einige seien genannt:

Das Heidekraut, das auf alten Kirchtürmen häufig zu wuchern pflegt, soll sich auch auf den beiden Türmen sehr wohl befunden haben; auch die heidnischen Kratzen, welche die Stirnseiten als Dachtraufen etz. zieren, mußten erhalten. Die Türken, insgemein vom Volke nur Heiden genannt, werden gleichfalls für die Erklärung des Namens herangezogen, weil sie während der ersten Belagerung Wiens ihre Geschütze auf diese Türme richteten. Weil derlei Türme in früherer Zeit als letzte Zufluchtsstätte beim Einbruch räuberischer (heidnischer) Horden dienten, war gleichfalls Anlaß genug, den Namen darauf zurückzuführen. Primmer führt 1824 die Bezeichnung auf die fremdartige, byzantinische Bauweise zurück. Aber auch das angesehene Bürgergeschlecht der Haiden (s. Band II/II, S. 212/38) wird zur Erklärung des Namens herangezogen, weil es mit dem Bau in irgendwelcher Verbindung gestanden sein soll. Doch damit sind die Deutungsversuche keineswegs erschöpft. Es wird wohl kaum möglich sein, jemals die wahre Ursache der Benennung festzustellen. (trägt), denn

erst Der Verbreiterung des Langschiffes mußte die Westseite des Domes angepaßt werden. Das geschah durch Anbau von zwei Kapellen, die sehr schön vom romanischen Teile zur Gotik der Langseiten überleiten. Eigentlich sind es vier Kapellen, denn über der Tirna- oder Kreuzkapelle (links) ist eine 1440 vollendete Johanneskapelle (1900 bis 1903 als Schatzkammer verwendet), rechts über der Eliuskapelle eine zu Ehren des hl. Bartholomäus, die 1437 eingeweiht wurde. ... angegeben.

Die beiden untern Kapellen gehören zu den ältesten Teilen des rudolfinischen Langhauses. Verlässliche Nachrichten führen sie bis in das Jahr 1366 zurück. Lazius hat sie noch weiter zurückrücken wollen; er ist dafür verantwortlich, daß sich dieser Glaube bis ins vorige Jahrhundert erhalten hat, bis schließ-

lich Feil den Irrtum widerlegte.

Durch den Anbau der beiden Kapellen an die einstige romani-  
sche Front wurde der Westfassade die heutige Breite gegeben.  
Sie zeigen zwei schöne gotische Fensterrosen und sind durch  
Halbsäulenbündel gegliedert, an denen unter reichen Baldachinen  
rechts die Figur des Herzogs Albrecht V. ( 1405 - 1439 ), links  
seiner Gemahlin, der Herzogin Elisabeth ( beide mit Schildträ-  
gern ) sich befinden. Die Statuen sind jedoch nur Kopien, die  
im Jahre 1858 von den Bildhauern Matthias Purkartshofer und  
Franz Schönthaler nach den früher <sup>hier</sup> befindlich gewesenen Figuren  
angefertigt wurden. Die Originale befinden sich im historischen  
Museum der Stadt Wien. Beide Kapellen tragen mehrfache Benen-  
nungen, worauf noch die Sprache kommen wird.

134. An der Nordwestecke der nördlichen Kapelle befinden sich  
schräg unter dem Standbilde des herzoglichen Wappenträgers ein  
gemeißelter Helm mit Decke und Flug, sowie zwei Halbmonden, den  
Wappen der Tirna, die wohl nur fälschlich als Erbauer dieser  
Kapelle genannt werden ( woran Lazius Schuld trägt ), denn  
erst 1397 zeigt sich ein Interesse dieses Geschlechtes an ihr  
( s.S. 210 ), zu einer Zeit also, da die Kapelle bereits bestand.

Nicht nur an der Westseite, sondern ~~ix~~ überall am und im  
Dome sind Grabsteine angebracht, die vielfach vom alten Ste-  
phansfreithofe stammen. Manche sind als Trachtendarstellungen  
beachtenswert, andere wieder halten die Erinnerung an bedeuten-  
de Persönlichkeiten fest. Auch für die Familiengeschichtsfors-  
chung sind sie von Bedeutung. Die Jahre der Erneuerung der  
Grabsteine sind in Klammer ( r.... ) angegeben.

An der Westseite des Domes sieht man von links nach rechts:  
1.) unter dem vorerwähnten Wappen eine moderne Kopie des  
1897 in das Museum der Stadt Wien übertragenen Grabsteines  
des Matthias Hauer aus dem Markte Türnitz, gest. 1515. Das  
Relief der Grabplatte zeigt die Kreuzesabnahme ( Tietze Abb. 671 )

Das Grabmal gehört zu einer Gruppe niederösterreichischer Renaissancegrabmäler, denen es im Aufbau ähnelt.

2.) Grabmal der Brüder ~~Schmidt~~ Friedrich Schmidt ( 1567 in seinem 22. Lebensjahre bei Klosterneuburg ertrunken ), Caspar Schmidt, gest. 1570 und des Laurenz Schmidt, gest. 1571, Söhne eines Breslauer Ratsherrn. Das Mittelfeld zeigt im Flachrelief den Gekreuzigten und 3 Personen, jedenfalls die Stifter oder die Verstorbenen ( r. 1893 ).

3.) Grabmal des Dr. jur. Johann Gösl ( Gössl ), Rektor und Superintendent der Wiener Universität, gest. 1562 und seiner beiden Frauen Brigitta, gest. 1571 und Anna, gest. 1539 ( r. 1895 ). Eine ausführliche Beschreibung des Grabsteines nebst einer Würdigung des Verstorbenen im Dombauvereinsblatt II, 130, 134. Gösl war Eigentümer des Hauses Nr. 1145, neu, Graben Nr. 17 ( s. Band I, S. 89 ).

4.) Roter Kalkstein mit Reliefwappen ohne Namen aus dem Jahre 1508, der 1902 in den Katakomben gefunden und nach entsprechender Restaurierung hier aufgestellt wurde.

5.) Grabmal des Apothekers Augustin Holdt ( Holdert ),

gest. 1509. In einem von gotischen Stäben eingefassten Rahmen zeigt das Relief im Rundbogenfeld Gott Vater thronend, darunter Christus am Kreuze mit Maria, Johannes und Magdalena; im Sockel unter der Hauptdarstellung Stifter und Stifterin kniend ( Abb. 23 ). Holdt war Eigentümer des Hauses Nr. 1105, neu Graben Nr. 10 ( s. Band I, S. 68 ) und des Hauses Nr. 614, neu Graben Nr. 26 ( s. Band I, S. 128 ).



- 6.) Grabmal des Enders ( Andreas ) Wolf von Ober Volckbach, gest. 1568, mit Auferstehung Christi und Jüngstem Gericht. ( Tietze, Abb. 508 ).
- 7.) Grabmal des Wolfgang Lindtner, des Aeussern Rats Mitglied, gest. 1556. In reichem Relief Auferstehung Christi ( r. 1892 ).
- 8.) Grabmal der Katharina Spiess, gest. 1670. Dieses Wandgrab zeigt sehr reiche Umrahmung und im Aufsatz ein von zwei Totenköpfen flankiertes Wappenschild, das mit einem Cherubskopf bekrönt ist. Im ersten und vierten Feld ein Mann mit einem Speiß, im zweiten und dritten ein gebogener Sparren und 3 Schaufeln. Das Relief unterhalb der Inschrifttafel zeigt den Ge- kreuzigten, vor dem 4 männliche und 5 weibliche Gestalten knieen, wohl die Eltern mit ihren Kindern. ( Tietze, Abb. 507 ).
- 9.) Grabmal des Simon Ruckhenbaum ( ? ), bürgl. Handelsmann, gest. 1643. Platte mit Wappenschild in kräftigem Relief ( r. 1895 ).
- 10.) Grabmal des Sebastian Khobler von St. Gallen, gest. 1566,- mit Wappenrelief ( r. 1896 ).
- 11.) Grabmal Georg Prügel, Mitglied des Innern Rats, Superintendent des Bürgerspitals, gest. 1609 und seiner Frauen Walpurga, gest. 1573 und Barbara, geb. Buensing ( gest. ? ). Das Relief des großen Wandgrabes zeigt im Hauptfeld die Verklärung Christi mit drei schlafenden Aposteln; darunter in einem schmalen Streifen die Stifterfamilie ( 3 Männer und 4 Frauen ) im Gebete ( r. 1893 ).
- 12.) Grabmal des Franz Hiess ( Biess ? ), bürgl. Steinmetz, gest. 1675 ( r. 1892 ).
- 13.) Grabmal des Achaz Müllner, gest. 1539 und des Wolf Bluemb, gest. 1570, von ihrer gemeinsamen Ehefrau Elisabeth gestiftet. Das Hauptfeld zeigt im Flachrelief Christus am Kreuze und am Kreuzfuß die Stifterfamilie ( r. 1893 ).



14.) Grabmal des Johann Georg Pranner ( Pruner ? ), bürgl. Steinmetzmeister, gest. 1701 ( r. 1893 ).

15.) Grabmal des kais. Rates und Stadtrichters Jacob Himlreich, gest. 1570 und seiner Gattin Katharina, gest. 1555, mit zwei Wappenreliefs ( r. 1893 ). Himlreich war Eigentümer des Hauses Nr. 634, neu Rotenturmstraße Nr. 5 ( s. Band I, S. 547 ).

Damit sind wir an der Südwestecke des Domes angelangt und wenden uns nun der Südseite ( Abb. 24 ) des gotischen Langhausbaues zu,



baues zu, die reichste Pracht und Ueppigkeit zeigt, abgestimmt zu einer Harmonie schönster Formen. Der an die Westfassade anschließende und vorspringende Bauteil zeigt uns die südliche Außenwand der Eligius- ( Herzogskapelle ). Zwischen 3 in Fialen endigenden Strebebepfeilern sieht man unten 2, oben 4 Spitzbogenfenster mit hübschen Maßwerk.

In den Pfeilernischen sind unter Baldachinen die Figuren der Evangelisten Lukas und Matthäus über Sockeln angebracht, die mit

den Symbolen dieser Heiligen besetzt sind. Sie wurden durch Josef Gasser um 1860 geschaffen.

Etwas hineingerückt folgt nun der eigentliche Langhausbau. Auch hier endigen die wuchtigen, von Figurennischen durchbrochenen Strebebepfeiler, die Steingalerie überragend, in hohen schlanken Fialen. Sie schließen je zwei Fenster zwischen sich ein.

Die Skulpturen der vier an die Westkapelle anschließenden Langhauspfeiler sind durchwegs modern und zwar stehen in den untersten Nischen die Standbilder der Herzoge Albrecht III., IV. und V., in den oberen der heil. Stephanus u.a. Beim zweiten Pfeiler ist unter der Figurennische eine Steinkugel eingemauert; darunter ist die Jahreszahl 1683 eingemesselt.

Der Dachgalerie sind vier mächtige, reich verzierte Maßwerkgiebel aufgesetzt ( Abb. 25 ), deren jeder drei kleinere



Abb. 25

Die Giebel der Südseite gegen den hohen Turm

Phot. der Dombauehütte

Giebel überragt. Zwischen den Giebeln befinden sich Spitztürmchen. Ein einziger dieser Giebel, der westlichste von ihnen, der sogenannte Friedrichsgiebel, stammt noch aus dem Mittelalter; bei den andern <sup>haben</sup> ~~war~~ ursprünglich das Maßwerk nur durch Malerei auf der flachen Steinwand zum Ausdruck <sup>(Abb. 27)</sup>. Erst 1853 wurde nach Entwürfen des Architekten Leopold Ernst zum Ausbau der drei leeren Giebel geschritten. Die in Sandstein ausgeführten Arbeiten nahmen mehr als 1  $\frac{1}{2}$  Jahre in Anspruch ( 4. März 1853 bis Oktober 1854 ). Die Steinmetzarbeiten oblagen den Steinmetz-~~arbeitern~~ meistern Anton Wasserburger, Franz Hauser und Franz

Pranter; die Bildhauerarbeiten führten die akad. ~~Maker~~ Bildhauer Anton Dietrich und Franz Schönthaler aus. Das Figurale stammt vom Bildhauer Melnitzky. Die Kosten des Giebelbaues betragen 53.112 fl 38 kr. C.M., davon wurden 20.000 fl aus Privatmitteln beigesteuert.

Der Ausbau der Giebel war für die ästhetische ~~Bedeutung~~ Wirkung des Langhauses von ausschlaggebender Bedeutung.

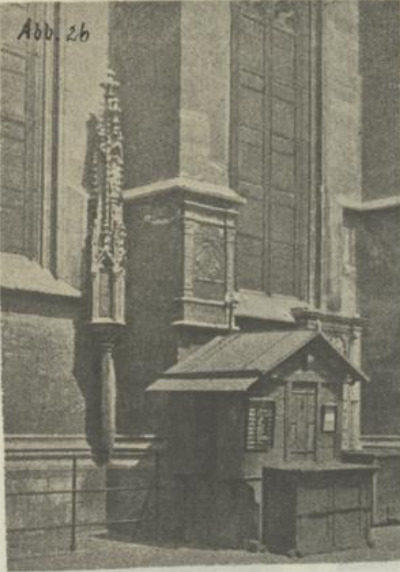
Als am Neujahrstage 1856 eine Giebelmauer auf der Nordseite des Domes einstürzte, wurden auch die vier Giebel dieser Seite unter der Leitung des Dombaumeisters Leopold Ernst nach dem Muster des Friedrichsgiebels ausgeführt. 1881 war bereits ihre Restaurierung notwendig geworden, die dann unter Dombaumeister Friedrich von Schmidt auch tatsächlich durchgeführt wurde.

Beim zweiten Strebepfeiler der südlichen Außenwand steht eine reizende gotische Lichtsäule ( Abb. 26 ). Es ist eine im Jahre 1896 angefertigte getreue Kopie der Totenleuchte, die, aus dem 15. Jahrhundert stammend, ehemals inmitten des Stephansfreithofes stand ( vgl. Abb. <sup>27</sup> ). Dem Untergang verfallen, wurde das Original durch diese Kopie ersetzt. Solche Totenleuchten entsprangen einer schönen uralten Sitte der christlichen Kirche, die Grabstätte teurer Toten zu gewissen Zeiten mit einem Lichte zu schmücken, das den Toten nie erlöschen und ihnen zur glücklichen Auferstehung leuchten sollte. Im Mittelalter blieb das Licht nicht auf das Grab beschränkt ( wie heute am Allerseelentage ), sondern man wollte, daß es für alle am Friedhof Beerdigten leuchte und deshalb baute man solche Totenleuchten auf den Friedhöfen gerne recht hoch, damit das Licht alle Gräber überstrahle.

An dem an die Lichtsäule anstoßenden Pfeiler ist das ausgezeichnete Renaissancegrabmal des bürgl. Eisenhändlers Philipp Ziegler, gest. 1547, beachtenswert. Das hervorragende Porträt-

relief zeigt den Verstorbenen als bärtigen Mann in Halbfigur in sehr reich dekoriertes Architekturumrahmung. Neben ihm Sanduhr und Totenkopf. Schild ist noch ein Fuchs als Wappentier andeut-

Das Grabmal im anschließenden Wandfeld ist jenes des Wolfgang Eglauer ( s.S. 20 ), gest. 1573. Das Relief im Mittelfeld zeigt den Gekreuzigten mit 3 männlichen und 3 weiblichen Stiftern im Gebete, - in Zeittracht. ren. 1893.



In der Einbiegung, die der Eligiuskapelle folgt, steht in der Mauernische unter einem auf schlanken Säulen ruhenden ( erneuten ) gotischen Baldachin ein stark beschädigtes Grabmal ( Abb. 28 ), das all-

gemein als das Neidhartgrabmal gedeutet und als solches bezeichnet wird.



Der sarkophagartige Unterbau mit der ihn deckenden roten Tumbaplatte steht nur mit einer Lang- und der Fußseite frei; mit den andern Seiten ist er an die Mauer und den dritten Strebepfeiler gerückt. Die Wände waren einstmals mit Reliefs geschmückt, wovon nur an der Fußseite wenige Reste erhalten geblieben sind.

~~Die Tumbaplatte zeigt~~

Die Tumbaplatte zeigt die stark zerstörte Liegefigur eines Ritters aus

Abb. 28. Stephansdom und Freithof, 1724. (Zeichnung von Salomon Kleiner.) Beachte die damals noch unvollendeten, bloß bemalten Giebel!

grauem Sandstein. Das Gesicht ist völlig abgemesselt, die Unterarme und Füße sind abgebrochen, das Gewand vielfach abgestossen. Auf einem Schild ist noch ein Fuchs als Wappentier undeutlich zu erkennen.

Der fragmentarische Zustand des Denkmals macht eine Beurteilung sehr schwierig und gibt mit Ausnahme des Wappenschildes



keinerlei zweifellosen Bescheid über die Person, der es errichtet wurde. Auch entbehrt es jeder Inschrift. Der Volksmund freilich war um eine Auslegung nicht verlegen. Der Fuchs im Wappen gab Anlaß, in Otto Neidhart Fuchs, dem lustigen Räte des im Jahre 1339 verstorbenen Herzogs Otto des Fröhlichen, die Persönlichkeit zu sehen, deren Andenken in diesem Monumente bewahrt werden sollte. Erstmals wird es als "Neidhartgrab" in Wolfgang Schmeltzls Lobspruch der Stadt Wien (Mit-

te des 16. Jahrhunderts) erwähnt. Nun scheint es allerdings sonderbar, daß man einem lustigen Räte ein solches Denkmal und an solcher Stelle gewidmet hätte; es könnte eher die Ruhestätte eines Ritters bezeichnen, dessen Wappenfigur gleichfalls ein

Fuchs gewesen sein mag. So dachte man an den Minnesänger Neidhart von Reuenthal, der etwa von 1180 bis 1240, zuletzt am Hofe Friedrichs des Streitbaren, gelebt hat.

Beide Neidharte werden gerne miteinander verwechselt oder

gar miteinander identifiziert, obwohl ihr Leben ein volles Jahrhundert auseinander lag. So wenig der jüngere Neidhart in seiner Bedeutung an den älteren heranreichte, hat diese Verwechslung doch ihren guten Grund, denn die ~~Neidhartschwänke~~ Schwänke des Neidhart Fuchs knüpfen an die noch immer volkstümliche Figur des Ritters Neidhart von Neuenthal am Hofe Friedrichs des Streitbaren an. Des Ritters Winterlieder und ihre die Bauern verspottenden Szenen waren lebendig geblieben und entsprachen auch nach hundert Jahren noch dem Geschmack der Zeit; sie fanden zahlreiche Nachahmungen und verdichteten sich schließlich um jenen jüngeren Neidhart, der als Neidhart, wie Neidhart oder auch von Neidhart gesungen hatte. In den Geschichten vom Pfaffen vom Kahlenberg, dem Veilchenfest und anderen mehr oder weniger derben Possen, in denen die Bauern zumeist die Kosten zu bezahlen haben, laufen höfische und volkstümliche Einflüsse bereits neben- und durcheinander. Sie gewähren Einblicke in das Leben des Hofes wie in die bäuerliche Welt. So verschmolzen denn beide Neidharte in den literarisch weniger gebildeten und belesenen Kreisen zu ein und derselben Person.

Zweifellos ist, daß die Aufstellung des umstrittenen Grabmales erst nach Vollendung des Singertores und der dortigen Mauer, also erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts erfolgte, da also beide Neidharte schon lange tot waren. Ungeklärt bleibt, wem das Grabmal eigentlich galt, dem einen oder keinem von beiden.

Die Verstümmelung der Figuren wird der französischen Invasion des Jahres 1805 zugeschrieben.

An das Neidhartgrab schmiegt sich ein zierlicher, spätgotischer Hallenvorbau (um 1440, vielleicht von Hanns Puchsbaum stammend), s. Abb. 29, der das sogenannte Singertor in sich schließt. Der Vorbau ist von einer zierlichen Steingalerie bekrönt, aus der schlanke Fialen aufragen. Ueber den bei-

den Türen des Singertores befindet sich je ein Spitzbogenfenster mit schönem Maßwerk. An den Pfeilern stehen unter Baldachinen die Figuren des heil. Paulus ( westl. ) und des heil.

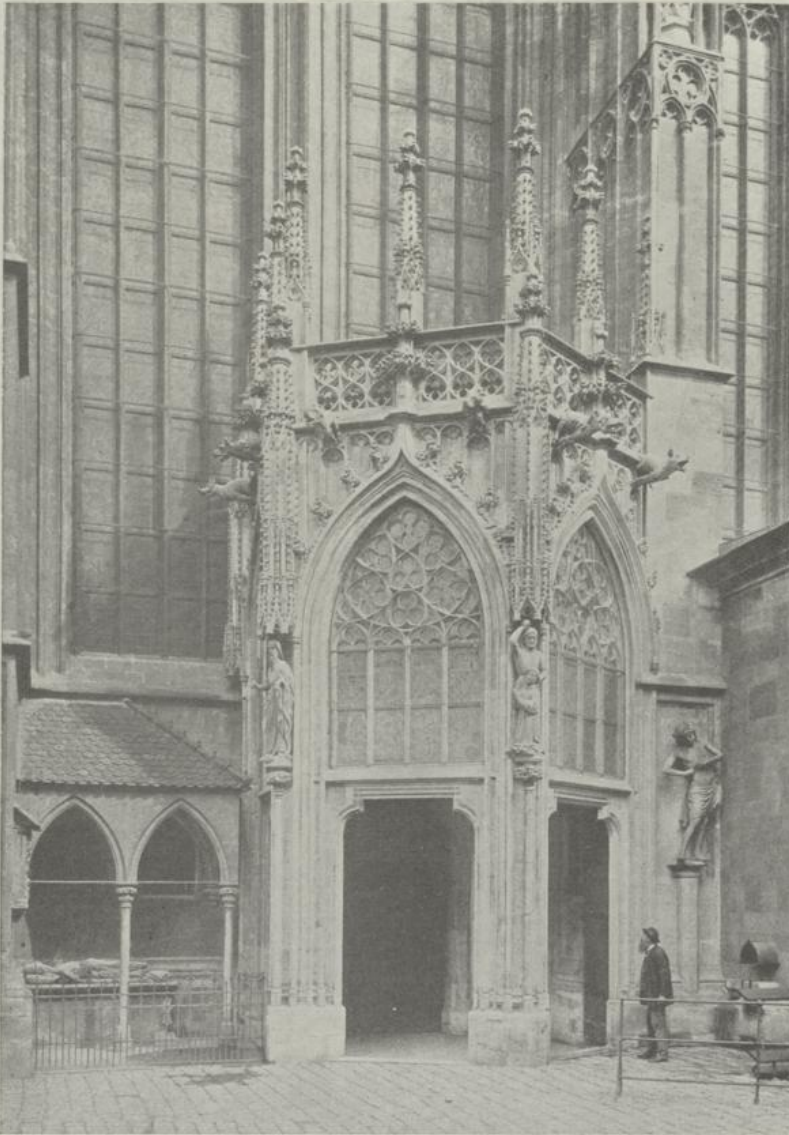


Abb. 29

Vorbau des Männer- oder Singertores am südlichen Langhaus ( um 1440 )  
Links davon das Grab Rüdigers, rechts „Die Seitenwunde des Erlösers“

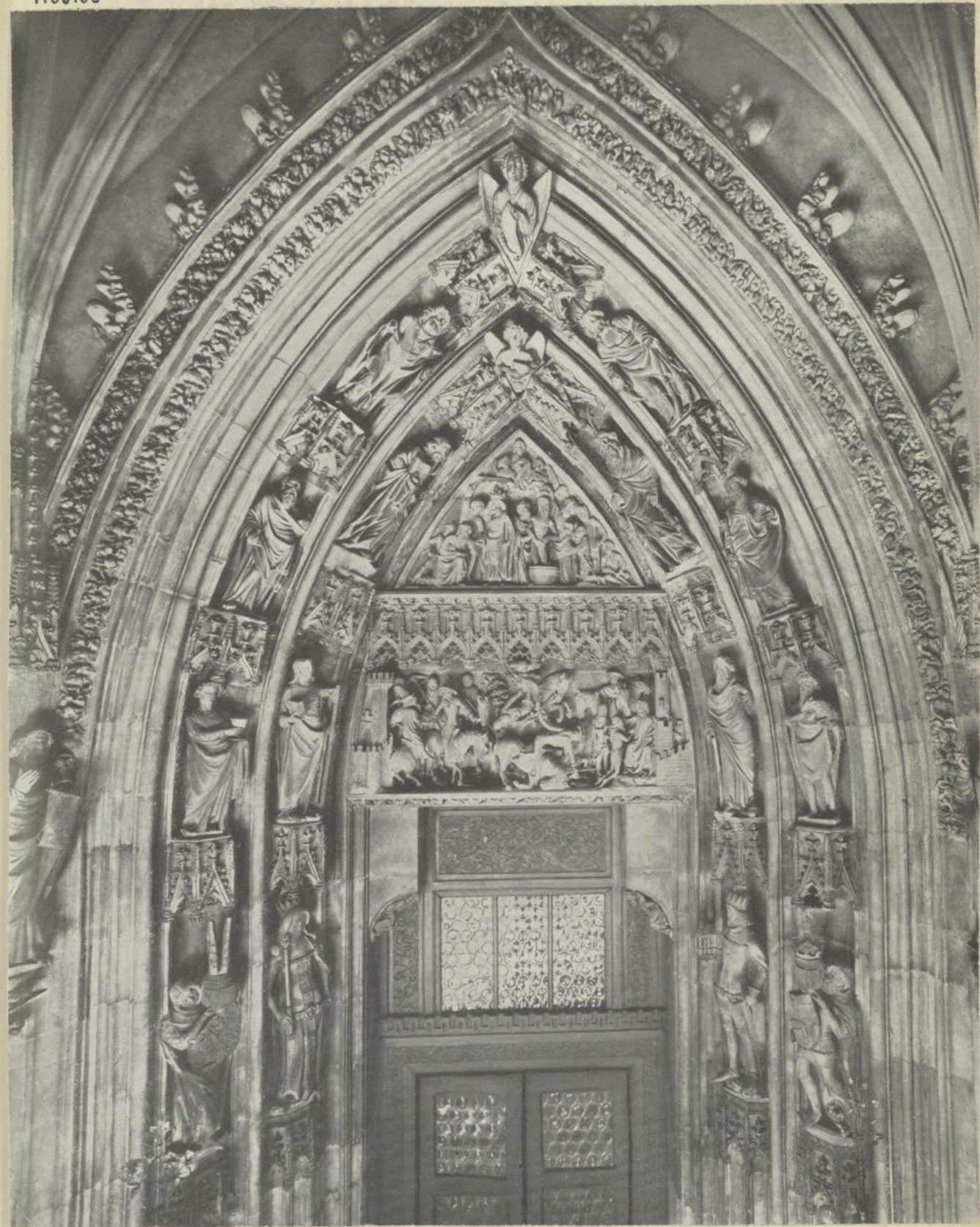
Phot. Max Jaffé

Stephanus ( östl. ).

Die beiden Fürstentore am Langhaus, — das Singertor an der Südwand, das Bischofstor an der Nordwand, gehören zu den frühesten Teilen des ruddelfinischen Neubaus. Jenes als Eingang für die Männer bestimmt, dieses als Eingang für die Frauen. Dem entsprach auch die plastische Ausgestaltung der beiden Tore. Ihnen liegt ein einheitliches Programm zu Grunde.

Beide Tore zeigen sich in ihrer ganzen Schmuckpracht erst nach Betreten der ihnen vorgelagerten Vorhallen.

Das S I N G E R T O R ( Abb. 30 ), von Herzog Albrecht III. ( gest. 1395 ) ausgeführt, ist mit den Figuren seines früh verstorbenen Bruders ( gest. 1365 ), des Herzogs Rudolfs IV. und seiner Gemahlin Katharina geschmückt ( Abb. 31 ). Der Herzog hält in der Linken ein Spruchband, in der Rechten das Modell einer Kirche, das aber stark erneuert ist. Sein Schildhalter trägt das viergeteilte Wappen Pfirt — Oesterreich ( die Mutter



Rudolfs war Jehanna von Pfirt ).  
 Die Herzogin Katharina trägt ein Kleid, dessen breite Längsborte mit Wappenschildern besetzt ist, die Stickereitechnik nachahmen. Die Wappen sind von oben nach unten:  
 1.) der deutsche Reichsadler,



- 2.) der böhmische Löwe, , beide beziehen sich auf Elisabeths Vater, Kaiser Karl IV.,
- 3.) französische Lilien ( Elisabeths Mutter war Margaretha Blanca, Tochter des Königs Philipp v. von Frankreich),
- 4.) Steiermark,
- 5.) Kärnten ( ? ),
- 6.) windische Mark,
- 7.) Pfirt,- die "appen Rudolfs.



Phot. Österr. Lichtbildstelle  
Katharina, Rudolfs Gemahlin, am Singertore



Phot. Österr. Lichtbildstelle  
Rudolf IV. und sein Schildträger vom Singertore

Abb.31

Die Herzogin hält in der einen Hand ein Spruchband, in der andern ein Zepter ( neu ). Ihr jugendlicher gerüsteter Schildhalter hält das vierteilige Wappen Böhmen - Mähren.

Das Singertor stammt in seiner reichen architektonischen und skulpturellen Ausstattung aus dem Ende des 14. Jahrhunderts. Seiner Zweckbestimmung als Eingangstor der Männer zeigt es in seinem reichen Schmuck mit Ausnahme der Herzogin Katharina nur männliche Figuren. Die in zwei Streifen geteilte Lunette enthält Szenen aus der Pauluslegende. Der untere Streifen zeigt uns Paulus, damals noch Saulus geheissen, auf dem Wege nach Damascus, seinen Sturz und seine Bekehrung ( Abb. 32 ). Die zahlreichen kleingliedrigen und reichbewegten Figuren weisen die sorgfältigste Detailbehandlung auf. Sie sind aufs lebendigste geschildert, Einzelheiten von Rüstungen und Waffen sind

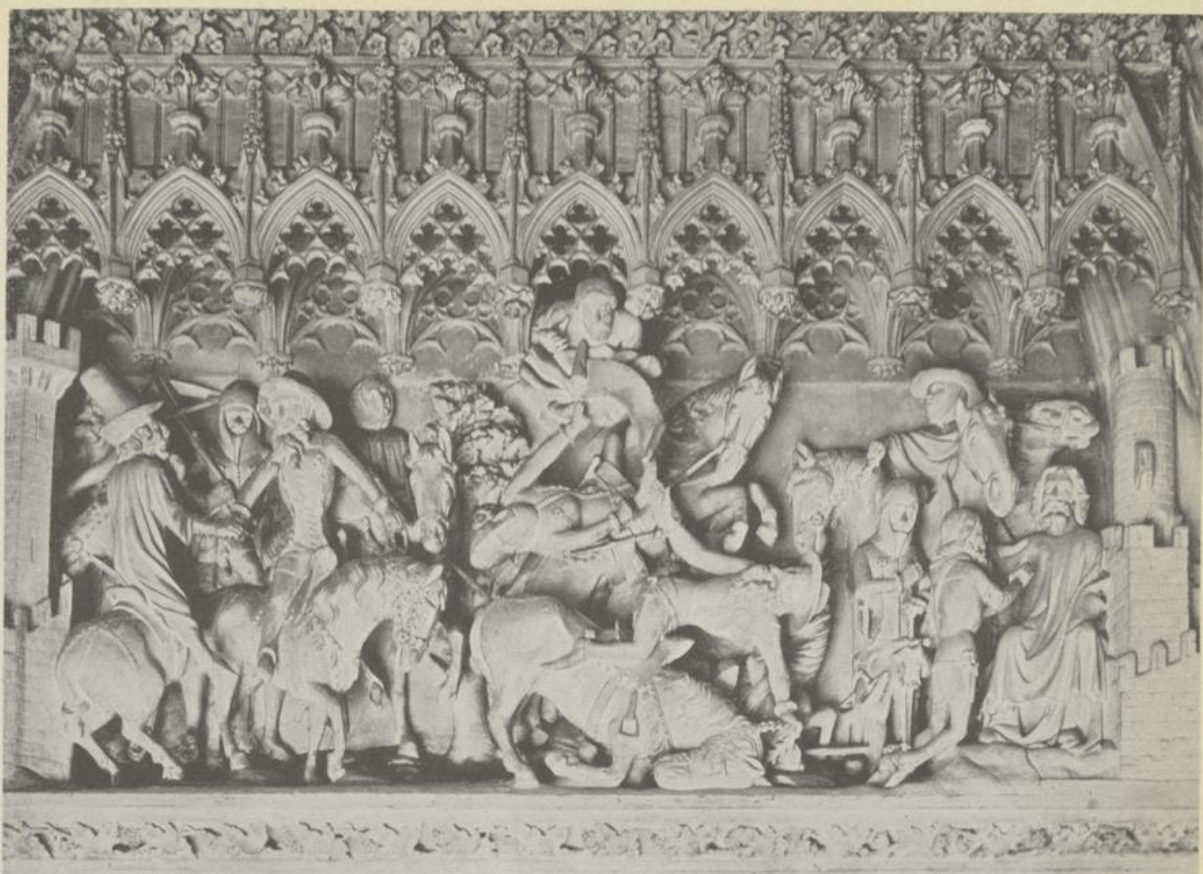


Abb. 32

Relief vom Bogensfelde des Männer- oder Singertores: Sauls Auszug, Sturz vor Damaskus und Heilung durch Ananias (1360-70)

Phot. Österr. Lichtbildstell.

mit peinlichster Treue ausgeführt. Auch die Porträttreue aller sich wiederholender Personen ist genau festgehalten *bewahrt*.

Im obern Streifen ist die Taufe und das Martyrium des Heiligen festgehalten. Den Abschluß nach oben bildet die Halbfigur des segnenden Heilands. *Singertor ist auf einer Säule*

Die Wiener Plastik des ausgehenden 14. Jahrhunderts *erreicht* in diesen Werken einen besonderen Rang. *ein Mann, auf sei-*

Die Doppelkehle der Leibung ist bis zur Spitze mit Figuren männlicher Heiliger unter kleinen Baldachinen ausgefüllt, doch ist der Erhaltungszustand dieser Figuren ehr ungleich. Als Seitenfiguren sind dargestellt: rechts Christus als Salvator, in der Linken die Weltkugel haltend, die Rechte segnend erhoben; links Moses als schönbärtiger Mann mit gescheiteltem Haar. *war sie in der an die Vorhalle*

Der Kunstwert der Singertorskulpturen ist ein außerordentlich hoher. Stark unter dem Einflusse der Prager Schule stehend, *untergebracht, bei deren Abse-*

*gung im Jahre 1896 die angeblich*

wirken sie ebenso durch die elegante Zierlichkeit der schlanken Figuren wie durch die Lebendigkeit und dramatische Kraft der Komposition.

In der Vorhalle des Singertores befindet sich überdies ein schönes Wandgrab aus rotem und weissem Marmor und Kehlheimer Stein. Es ist Leonhard Dillher gewidmet und dürfte der Zeit um 1580 entstammen. Die der Grabplatte beige-setzte Jahreszahl 15.. ist unausgefüllt geblieben. ( r. 1894 ).

Um 1860 hat eine sehr scharfe Restaurierung dieser Halle stattgefunden. 1893 erfolgte abermals eine Renovierung des figuralen Schmuckes, wobei drei neue Statuen für bis dahin leere Figurennischen angefertigt wurden. 1902 wurden auch die aus

der Mitte des 15. Jahrhunderts stammenden Figuren des heil. Paulus und des heil. Stephanus, dessen Steinigung darstellend ( Abb. 33 ), - an der Außenseite der Vorhalle - restauriert.

An dem ~~Sä~~ Pfeiler rechts vom Singertor ist auf einer Säule die wenig bedeutende Figur Christi als Schmerzensmann, auf seine Wunden weisend, angebracht. Die Figur, die noch Reste der Bemalung zeigt, entstammt dem zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts. Sie befand sich schon 1636 an dieser Stelle. Später war sie in der an die Vorhalle des Singertores anstoßenden sogenannten Seitenwundenkapelle untergebracht, bei deren Abtragung im Jahre 1896 die zugehörige

Abb. 33



alte Säule gefunden wurde. Die Statue ( Abb. 34 ) wurde von



Abb. 34

Erler restauriert und wieder auf dem ursprünglichen Platze aufgestellt. Nach ihr wurde das Singertor mitunter auch Seitenwundentor genannt.

Neben der Figur des Schmerzensmannes ist in die Westwand der neuen Sakristei eine rosa Marmorplatte eingelassen, welche die Grabinschrift des bürgl. Handelsmannes Sebalds Stembler und seiner Gattin ( 1704 ) trägt; daneben befindet sich eine zweite größere, aber stark abgetretene rosa Marmorplatte, deren Umschrift in gotischen Minuskeln ausgeführt ist.

Vom Singertor bis zum Hochturnm erstreckt sich nun der ebenerdige, schlichte Anbau der neuen Sakristei ( s. Abb. 24, S. 62 ),

die unter dem Namen "Sager" ( Sagerer ) zwar schon im 15. Jahrhundert bestand und u.a. zur Aufbewahrung der Handfesten der Universität und teilweise auch der Kirchenschätze diente, 1731 aber unter Einbeziehung eines hier bestandenen Gärtchens umgebaut wurde.

Anschließend an die Sakristei reckt sich der Hochturn, das Wahrzeichen der alten Kaiserstadt an der Donau, kraftvoll in die Höhe. Weltberühmt und volkstümlich zugleich, in unzähligen Liedern besungen, ist der "alte Steffel" zum Symbol von Wien, ja von ganz Oesterreich geworden.

Mit dem Dome aufs engste verwachsen, verjüngt sich die wuch-

tige Masse von Geschoß zu Geschoß ( Abb. 35 ) ; die Geschosse selbst greifen vielfach ineinander über, was dem gewaltigen



Steingefüge eine eigenartige Leichtigkeit verleiht. Die wundervolle Gliederung des Turmes begeisterte schon Aeneas Sylvius Piccolomini, den hochgebildeten Humanisten, der später als Pius II. den päpstlichen Stuhl bestieg; er fand den Turm noch weit herrlicher als man es mit Worten sagen könne. Gesandte des Königreichs Bosnien meinten gar im Ueberschwang ehrlicher Bewunderung, daß der Turm mehr gekostet haben müsse,

als ihr ganzes Königreich wert sei.

Zwischen den beiden südlichen Turmpfeilern ist die Vorhalle eingebaut ( Abb. 36 ). Man gelangt ~~durch~~ in sie durch das Primtor, das aus drei nebeneinander befindlichen Eingängen besteht und seinen Namen nach der im Turme befindlichen Primglocke ( s.S. 93. ) führt. Das Innere der Vorhalle ist mit reichen ornamentalen Details geziert. Von einem Kreuzrippengewölbe überdacht, verlaufen die zierlich profilierten Rippen zu drei Schlußsteinen, von denen der mittlere mit einem modernen Relief ( heil. Stephanus ), die beiden seitlichen mit Blattrosetten

verziert sind. Auf dem Mittelpfosten der zweiteiligen Türe, die zum Querschiff führt, befindet sich unter einem Baldachin

Abb. 36



eine vom Wiener Neustädter Flügelaltar ( s.S. 414 ) stammende unterlebensgroße Steinfigur, grau über-tüncht und fleckig, Maria mit dem Kinde. Der rechte Unterarm des Kindes ist abgebrochen. Die Figur gelangte mit dem eben erwähnten Altar 1884 nach St. Stephan. Sie zeigt schwäbischen Einschlag und steht der dem Meister Hartmann zugeschriebenen Mutter Gottes in der

Vorhalle des nördlichen Hauptportales des Ulmer Münsters am nächsten, wodurch auch die Zeit ihrer Entstehung um 1420 ziemlich fixiert ist. Anlässlich ihrer Aufstellung an ihrem jetzigen Standort im Jahre 1885 wurde sie restauriert.

Die anderen Figurennischen der Vorhalle, die vor deren umfangreichen Restaurierung in den Jahren 1870 bis 72 alle gefüllt waren, sind jetzt leer. Dadurch ist der Gesamteindruck der Halle gegen früher stark verändert.

Die Konsolen über der Eingangstür zum Querschiff, beiderseits der früher erwähnten Figur "Maria mit dem Kinde" zeigen die Darstellungen der vier Evangelisten ( Matthäus, Lukas, Markus und Johannes ) mit ihren symbolischen Tieren. Sie gehören

der Richtung jenes Meisters an, von dem das Paulusrelief am Singertor stammt. Die Aussenseite der Vorhalle ( Abb. 36 ), verwandt mit jener des Ulmer Münsters, zeigt die entwickelte Gotik des 15. Jahrhunderts. Sie ist mit Figurennischen ausgestattet, deren Abschlußfialen die Balustrade über dem Gesimse durchstoßen. In den 6 Nischen stehen vom Westen nach Osten: Judas Thaddäus, Petrus, Salvator ( Abb. 36 ), Maria mit dem Kinde ( Abb. 36 ), Johannes Ev., Andreas. Die Nischen an der Ostseite des Turmes sind leer; an der Westseite stehen die Figuren des heil. Nikolaus, des heil. Josef und der heil. Agnes. Eine Nische ist leer.

Ueber dem Steingeländer in der Sohlbank des Doppelfensters sind die Wappen von Steiermark, Niederösterreich, der österreichische Bindenschild und das Wappen von Oberösterreich

Abb. 37



angebracht ( Fig. 37 ).

Ueber dem Doppelfenster zieht sich ein Steingang hin, von dem der erste und größte Giebel aufsteigt, der aus drei kleineren und einem Obergiebel besteht. Hinter diesem erhebt sich das größte Fenster des Turmes, das sogenannte Glockenfenster. Von dem darüber befindlichen Gesimse steigt der zweite Giebel auf, der aus einem sich unten kreuzenden Giebelpaare

besteht. In der Fensterzone des dritten Turmgeschosses war das Fenster bis 1863 durch das Ziffernblatt einer Uhr verdeckt. ~~Über~~ Ueber dem Ziffernblatte war der Bindenschild, die Jahreszahl 1586 und das Wappen von Wien, unterhalb die Jahreszahl 1773 angebracht. ~~Im Südwestpfeiler des Südturmes fällt das Grabmal des~~

Die in dieser Höhe vom Turmkern bereits losgelösten Stütz-  
pfeiler gliedern sich und verströmen in Fialen. Endlich tritt  
der Kern des Turmes ganz unverhüllt hervor und setzt mit einem  
aus überaus reichem, verflochtenen Maßwerk gebildeten Kronen-  
motiv ein. Darüber ragen die acht spitzen Turmgiebel auf, deren  
Kreuzblumen den Sockel des Helmes überschneiden. ~~Im vorderen~~

Der Turmhelm setzt sich aus drei Geschoßen zusammen, von  
denen die beiden untern wieder in einen Kranz von acht Spitz-  
giebeln endigen, das oberste in Knauf, Kreuzblume und aufge-  
setztem Metalladler himmelwärts strebend verläuft. ~~1581 Verstor-~~

Die Kosten dieses gewaltigen, 136 Meter hohen, mit Schmuck-  
werk reich verkleideten Turmes beliefen sich auf 44.000 Gulden,  
eine für den Anfang des 15. Jahrhunderts ungemein große Summe,  
welche unter Zugrundelegung der von Perger angestellten Berech-  
nung und Vergleich der damaligen mit den heutigen Arbeitslöhnen  
ungefähr dem Kaufwerte von mindestens 6 Millionen Mark ent-  
sprechen könnte. ~~gestorbenen Dombaumeister Leopold Ernst; 1894~~

Die Fußmauern des Turmes sind mit Grabsteinen und Gedenk-  
tafeln reich geschmückt. An der Westseite beginnend, ~~gewahren~~  
gewahren wir im Zwickel zur Sakristei das Grabmal des Francis-  
cus Emericus ( Emerich ), kais. Rat und Lehrer der Heilkunde,  
gest. 1567 und seiner beiden Gattinen Anna, gest. 1555 und So-  
phie, gest. 1559, Tochter des Rechtsgelehrten ~~Gundel~~ Philipp  
Gundel. Das Relief zeigt im Hauptfeld Christus am Kreuz, unter  
welchem das Stifterpaar kniet. Wiederholt renoviert, zuletzt  
1907 vom Wiener Aerztekollegium erneuert. ~~am Giebel und dem oben~~

Mehrere Meter über dem Denkstein befindet sich ein leeres



Figurenhäuschen und ziemlich hoch über diesem eine eingemauerte Kugel als Türkenkopf dargestellt. Ihre Inschrift: "Mahomet, schau du Hund ! 1683" dürfte wohl das eigenmächtige Werk eines launigen Steinmetzgehilfen sein.

An dem Südwestpfeiler des Südturmes fällt das Grabmal des Sebastian Huber aus Frein, gest. 1569, in sehr reicher, goldschmiedartigem gearbeiteter Rollwerkrahmung auf. Ueber der Inschrifttafel ist in kräftigem Relief der Sturz, bzw. die Bekehrung Saulus' dargestellt. Links kniet der Verstorbene, rechts ist sein Wappen. 1914 restauriert.

Hoch über dem Stein, in gleicher Höhe mit dem vorerwähnten Türkenkopf ist wieder eine Türkenkugel mit der Jahreszahl 1683 eingemauert.

Neben dem vorgenannten Grabmal ist das des Andreas Perlachius ( Perlach ) in die Mauer eingelassen. Der 1551 Verstorbene war Universitätsrektor, Mathematiker und Arzt. Bekrönt wird das Denkmal durch ein kleines Rundmedaillon, das in zartem Relief die Darstellung Christi zeigt. Der von der medizinischen Fakultät durchgeführten Erneuerung entstammt die barocke Umrahmung.

Am Südwestpfeiler des Turmes ist die ~~Denktafel~~ Gedenktafel für den 1862 verstorbenen Dombaumeister Leopold Ernst; 1894 vom Wiener Dombauverein errichtet. Der Schöpfer der Portraitbüste ist Karl Kundmann. Den Stein ziert die Devise "Ohne Wahrheit keine Kunst." ( über Ernst s. S. 100 ).

Am Pfeiler links vom Eingange in die Vorhalle: Grabplatte des Bürgers und Müllers Philipp Stöger ( Stegermüller ), gest. 1549 und dessen Gattin Margarethe, gest. 1548. Das Wappenrelief zeigt eine schräge Binde mit einem Mühlstein in der Mitte. Bei der Renovierung im Jahre 1911 wurden die völlig verwitterten und vom Rost zersprengten Lisenen samt dem Gesims und dem obem Abschluß durch Kopien ersetzt.

Der daneben befindliche Grabstein ist dem Taxator ~~Kaninger~~ Georg Reninger, gest. 1548, gewidmet. Im Hauptfeld Wappenrelief.

In der Vorhalle selbst befindet sich rechter Hand die Grabtafel des kais. Küchen- und Pfennigmeisters Martin Munch (Münch), gest. 1589. Im Hauptfeld Reliefdarstellung der Kreuzigung.

Am Pfeiler rechts vom Eingang in die Vorhalle: Grabmal des Georg Spizweck (Spitzweck), gest. 1515,- und dessen Gattin Petronella. Die Jahreszahl 1559 zeigt das Datum des Steines an.

Es folgt der Grabstein des Laurenz Flaischer von Nürnberg, 1541, dann die Grabplatte des Ladislaus Petzitz (Petzig) von Kamoraw, gest. 1586. Im vertieften Rundbogenfeld das Relief eines jungen Ritters im Gebet vor dem Gekreuzigten. Neben dem das stark verstümmelte Grabmal des Priesters Josef Kalkspruner, gest. 1517. Es zeigt in architektonischer Umrahmung als Hauptfigur Christi als Schmerzensmann. *Freiherrn von Schaidt,*

*durch* Am südöstlichen Pfeiler des Südturmes: die Grabtafel des Ernst Carl Ligsalz (oder Bigsalz) zu Ascholding, gest. 1575, gewesener Dienstmann zu Komorn. Die Platte zeigt im Hauptfeld ein Relief mit geharnisstem Ritter (zum Teil verstümmelt), der im Gebete vor dem Gekreuzigten kniet. *siehe Rückseite\*)*

Sehr beachtenswert ist das daneben befindliche Grabmal des Riemermeisters Jörg (Georg) Siegenfelder (Tietze, Abb. 516). In vertiefter Nische stellt das Relief im Hauptfeld den Abschied Christi von Maria dar. Das Werk ist von tiefer Empfindung und reicher Formschönheit. Jede der einzelnen Figuren ist bis ins kleinste Detail künstlerisch ausgeführt. Der Reliefstreifen unter dem Hauptfeld zeigt die Stifterfamilie mit vielen männlichen und weiblichen Mitgliedern. Die Inschrifttafel im Aufsatz besagt: \*Paul Preiss, seine Gattin Katharina (1520) und deren zweiter Gatte Jörg Sigenfelder 1512, ferner die übrigen Mitglieder der Familie, zu deren Gedächtnis dieses Epitaph auf-

zu einem Ausgange empöföhrt, kommt man unmittelbar vor diesem

Die Familie heißt richtig L i g s a l z (Liegsalz, Ligsaltz) nicht aber Bigsalz, wie in ~~der~~ Klammer steht. Es handelt sich um eines der ältesten Münchener Patrizier- und Kaufmannsgeschlechter, das sein Erbgrabnis in der Münchner Frauenkirche hatte, durch Fernhandel großen Reichtum erwarb und im 16. Jahrhundert im bayrischen Landadel aufging.

(Mitteltürme des D<sup>h</sup> Grabmal des Becken-Harff.)

Am Pfeiler rechts vom Hauptfeld des Grabmal des Becken-Harff. (1517) zeigt das Datum des Steines an. Die Jahreszahl 1559 zeigt das Datum des Steines an. Es folgt der Urpatein des Laurentz Pilscher von Würzburg, dann die Grabplatte des Ladislau Petzic (Petzig) von Komorn, gest. 1586. Im vertieften Rundbogenfeld des Reliefs eines jungen Ritters im Gebet vor dem gekreuzigten, neben dem stark verstümmelte Urnmal des Priesters Josef Kalkbrenner, gest. 1517. Es zeigt in architektonischer Umrahmung als Hauptfigur Christi als Schmerzensmann. Am südlichen Pfeiler des Südturmes: die Grabplatte des Ernst Carl Ligsalz (oder Bigsalz) zu Ascholding, gest. 1575, gewesenem Dienstmann zu Komorn. Die Platte zeigt im Hauptfeld ein Relief mit gekröntem Ritter (zum Teil verstümmelt), der im Gebete vor dem gekreuzigten kniet. Sehr beachtenswert ist das daneben befindliche Grabmal des Riemensetzers Jörg (Georg) Siegenfelder (Tietze, Abb. 316) In vertiefter Nische stellt das Relief im Hauptfeld den Abschied Christi von Maria dar. Das Werk ist von tiefer Empfindung und reicher Formschönheit. Jede der einzelnen Figuren ist die innigste Detail künstlerisch ausgeführt. Der Reliefstreifen unter dem Hauptfeld zeigt die Stifterfamilie mit vielen männlichen und weiblichen Mitgliedern. Die Inschrifttafel im Aufsatz besagt: Paul Tietze, seine Gattin Katharina (1520) und deren zweiter Gatte Jörg Siegenfelder 1515, ferner die übrigen Mitglieder der Familie, zu deren Gedächtnis dieses Epitaph auf-

gerichtet worden sei. "Geschehen am letzten Aprilis Anno 1555." Für 1555 erscheint dieses bedeutende Renaissanceepitaph ziemlich altertümlich.

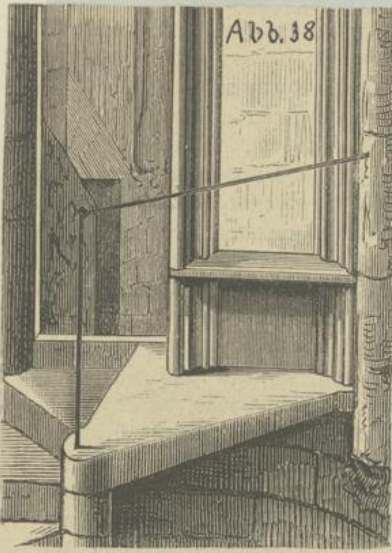
Die nächste Grabplatte des Handelsmannes zu Passau, Jacob Wanda, gest. 1584, ist stark verwittert. Ein kleines Relief bietet eine malerische Darstellung von Jakobs Traum. Darunter sind drei männliche und fünf weibliche Stifter zu erkennen. Das Wappen zeigt ein Tier, das einen Steinbock darstellen könnte.

An der Ostseite des Südturmes beschließt die Gedenktafel für den Dombaumeister Friedrich Freiherrn von Schmidt ( gest. 1891 ) die Reihe der Grabmäler, die sich längs des Hochturmes hinziehen. Gleich seinem Gegenstück an der Westseite des Turmes, der Gedenktafel für den Dombaumeister Leopold Ernst, wurde auch jene für seinen Nachfolger, Freiherrn von Schmidt, durch Kundmann ausgeführt und 1896 enthüllt. Ueber Schmidts Persönlichkeit und Verdienste s. S. 401 f. *q. f. Krumm.*

Aus der Ostseite des Turmes ragt nun die Apsis der Katharinenkapelle hervor ( Tietze, Abb. 126 ), an deren Außenmauer man eine schmucklose, graue Steinplatte bemerkt, die dem bürgerl. Handelsmann Karl Khrienner, gest. 1700, gewidmet ist.

In dem anstoßenden Mesnerhaus befindet sich der Eingang zum Hochturm. Dieser Aufgang wurde erst bei Erbauung der Mesnerwohnung hergestellt. Der ältere Aufgang hat seinen Ausgangspunkt in der Kirche selbst und zwar in Friedrichschor, gleich rückwärts hinter dem Beichtstuhl, ober dem sich die Büste des Erzbischofs von Salzburg, des Grafen Colloredo befindet ( s. S. 101 ). Heute kann nur der durch das Mesnerhäuschen führende Aufgang benützt werden, durch den man unmittelbar in einen Stiegenturm kommt, dessen dickes Quadergemäuer eine Breite bis zu 3.8 Meter aufweist. Ueber eine Wendeltreppe, die in zahlreichen Windungen zu einem Augengange emporführt, kommt man unmittelbar vor diesem

zu dem sogenannten Starhembergänklein ( Fig. 38 ), das an die Türkenbelagerung von 1683 erinnert. Von hier beobachtete Graf Rüdiger von Starhemberg, Kommandant der heldenmütigen Wiener Verteidigungstruppen, die Bewegungen der Türken, wobei er sich zuweilen auch in Gesellschaft des berühmten "Türkenbischofs"



Die Starhemberg-Bank auf dem Stephansturm.

Leopold Grafen Kollonitz ( s.S. 506 ) befand. Seit jenen glorreichen Tagen führt die Familie Starhemberg den Stephansturm im Wappen.

Von hier weitersteigend kommt man über die offene Galerie in das Turminnere und zu der 1562 von Hanns Saphoy errichteten Glockenstube, in deren Mitte am Boden sich eine große Aufzugöffnung befindet, durch welche die zur Erhaltung des Turmes nötigen Gegenstände emporgezogen werden. Auch im Deckengewölbe des Raumes ist eine korrespondierende Aufzugöffnung sichtbar, über welcher sich das Aufzugrad befindet. Sonst ist der große und helle Raum kahl und uneingerichtet, abgesehen von zwei großen Holzkisten, die dermalen darinnen stehen. Sein Mauerwerk ist aber über und über bekritztelt, soweit Menschenhände reichen können. Wahrscheinlich legten die Prohaskas, Pospisils, Mayers u.s.w., die sich hier verewigten, Wert darauf, daß ihr Name der Nachwelt nicht verloren gehe.

Seiner Benennung als Glockenstube wird der Raum nicht gerecht, denn von einer Glocke ist hier nichts zu sehen. Die ~~Glocke~~ und zwar die größte des Domes und eine der größten der Welt berühmte Bummerin, welche die größte Glocke des Domes und eine der größten Glocken der Welt ist, ( Abb. 39 ), hängt zwei Stockwerke tiefer ( kein Zugang für Besucher ). Sie wurde 1711 von Meister Johann Aichhammer aus den im Jahre 1683 von den Türken eroberten Geschützen gegossen. 180 Kanonen sollen es gewesen sein, die das Material für ihren Riesenleib gaben. Sie ist

drei Meter hoch und ebenso breit im Durchmesser. Ihre Herstellung erfolgte in der Werkstatt des Meisters, die in der Leopoldstadt lag. Vor Ueberführung



Abb. 39

der Glocke an ihren Bestimmungsort wurden auf Befehl des Magistrats durch den Maurermeister Christian Oedt (gest. 7. Jänner 1731 und in den Katakomben bei St. Stephan beigesetzt) vom Roten Turm bis zum Stephansplatz alle unterirdischen Gewölbe auf ihre Festigkeit untersucht und wo notwendig gepölzt. Auf einem besonders dazu ~~gef~~verfertigten Wagen (Abb. 40) und einer Schleife von mehr als 200 Menschen wurde die Glocke in feierlichem Zuge

nach St. Stephan geführt, wo die Weihe durch Bischof von Rumel vorgenommen wurde. Die Festpredigt hielt Pater Ignaz Reiffen-

stuel (als Topograph bekannt).

Mittels einer eigenen Maschine wurde die Glocke im Turme aufgezogen, die zu Ogessers Zeiten (1779) noch vorhanden war und auch Perger berichtet über sie noch.



Abb. 40 Die große Glocke, zum Stefansthurme gebracht.

Oben ruhte sie auf zwei Balken, die vor jedesmaligem Geläute abgeschraubt werden sollten.

Den Leib der Pummerin zieren drei Bildnisse und zwar des heil. Josef, der unbefleckten Empfängnis Mariä und des heil. Leopold. Die darunter angebrachten Wappen zeigen das von Böhmen und Ungarn, das kaiserliche und das von Oesterreich. Weiter unten folgen Inschriften. Die erste bezieht sich auf Kaiser Josef I., der die Glocke herstellen ließ, die zweite auf jene Personen, denen sie geweiht ist (den oben genannten drei Heiligen) und die dritte schließlich auf jene Personen, unter deren Amtsführung die Glocke entstand. Das waren der Statthalter Ferdinand Karl Graf von Welz, der Bürgermeister Josef Franz Benighofer, der Stadtkämmerer Johann Sebastian Höpfner von Brant und der Baumeister Georg Altschaffer.

Die laubwerkartige Randleiste enthält folgende Inschrift: "Da 1683 der Türke wider Wien wütete, nach 2 Monaten aber durch Karl Herzog von Lothringen und durch die christlichen Bundesgenossen von dort verjagt wurde, hat dieses Erz von eroberten Kanonen in diesem zum Gottesdienst gehörigen Instrument von mehr als 3000 Pfund Johann Achamer, kais. Stuckgiesser, durch seine Kunst und glücklich vollendet."

Das Wiener Stadtarchiv bewahrt noch den Kontrakt des k.k. Stuckgießers Johann Aichhammer vom 18. Dezember 1710, vermöge er sich dessen verband, eine große metallene Glocke im Gewichte (ohne den Klöppel) von 340 q und vier starke metallene Zugflaschen zu gießen. Hiezu empfing er von Kaiser Josef I. 330 q Metall und von dem hiesigen Magistrate 40 q reines Schlaggenwalder Zinn. Von 100 q wurden ihm 7 q als Feuerabgang zugestanden. Als Arbeitslohn bekam er für den q des Glockenmetalls 7 und für jenen der Zugflaschen 10 Gulden. Nebstbei erhielt er noch einen Ehrensold von 100 Dukaten. Nach Aichhammers eigener Berechnung hat die Glocke ohne sonstigem Zugehör

19.440 Gulden gekostet. Als Karl VI. nach seiner Krönung zum Kaiser aus Frankfurt am 26. Jänner 1712 heimkehrte, ließ die Pummerin zum erstenmal ihre gewaltige Stimme erschallen. Nach den Schilderungen von Zeitgenossen erzitterten da die Fenster der innern Stadt und manche Menschen weinten auf den Straßen vor Erschütterung und tiefer Ergriffenheit.

Nach Perger soll die Glocke gewöhnlich von 16 Männern mittelst 8 Seilen in Schwingung gesetzt worden sein, doch vermag auch ein einzelner starker Mann sie in Anschlag zu bringen.

Heute, nach Einrichtung eines elektrischen Antriebes genügt ein Hebeldruck.

Für einen unvorhergesehenen Vorfall lag ein zweiter Schwengel bereit. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts riß der Riemen, an dem der Schwengel hing, so daß dieser zwei der Balkengerüste mit vier Zoll dicken Bohlen durchschlug.

Von dieser Glocke wollte das Volk auch wissen, daß sie, als ihr Erzeuger, der Stuckgießer Aichhammer, am 9. Dezember 1712 im 62. Lebensjahre starb, in dessen Todesstunde von selbst einen furchtbaren Schlag getan habe. Als man 1739 wegen des zu Wien mit Frankreich geschlossenen Friedens zum Dankfeste diese Glocke läutete, zersprang der Schwengel; es wurde das Jahr darauf zu Piesting von dem Hammerschmiede Sebastian Wimmer ein neuer verfertigt, der 15 q 70 Pfund wog und 175 Gulden kostete.

Bei wichtigen Festen im kaiserlichen Hause, bei bedeutenden politischen Ereignissen, besonderen kirchlichen Anlässen und auch bei Leichenbegängnissen von Personen, deren Erben die wohl nicht geringe Taxe zahlen konnten, erklang die Pummerin, deren Schall man auf den Höhen an der Stadtgrenze besser vernimmt als am Domplatze.

Wenn es wahr ist, daß der heilige Severin die Sieveringer Kirche begründete und daß in ihr die erste Glocke in Noricum



oder doch die erste im Donautal erklang, dann können wir auf einen anderthalbtausendjährigen Gebrauch zurückblicken, so oft unsere Glocken erklingen; dann gehört unser Geläute zu den ältesten in der Christenheit, denn erst mit dem Anfange des 5. Jahrhunderts bürgerte sich die Glocke ein.

Seither aber lädt sie zum Gottesdienste, warnt vor Gefahren und ruft um Hilfe in Not; sie kündigt Freude und kündigt Schmerzen. Und da die einzelne Glocke doch nicht für alles, was die gläubige Gemeinde bewegt, einen Ausdruck findet, so wurden ihrer bald mehrere. Zur ersten Glocke kam eine zweite und dritte. Jede hat eine andere Stimme. So wird der musikalische Sinn wach in den Meistern, die sie schaffen und in den Gläubigen, die sie hören. Aus den Glockengießern werden Künstler, die Weltruhm erwerben und so mancher von ihnen schuf ein Werk, das die Jahrhunderte überdauerte.

Der mystische Zauber, der von dem Geläute ausgeht, wird gesteigert zu ergreifender Macht, wenn die Riesenglocke von St. Stephan schaurig schön, dumpf und erhaben erdröhnt.

Es war ein wunderbarer Einfall, aus den türkischen Kanonen, die Wien so hart bedrohten, eine Siegesglocke für St. Stephan gießen zu lassen, die an jedem festlichen Tage noch die Nachwelt erinnern sollte, was sich einst hier begab. Doch immer seltener erklang ihre Stimme und dann schwieg sie jahrzehntlang ganz, denn der Stephansturm wäre nicht mehr, wenn man ihn nicht beizeiten vor der unheimlichen Macht seiner berühmten Insassin geschützt hätte.

Die durch ihr Läuten hervorgerufenen Erschütterungen hatten zur Folge, daß die Turmspitze beim Läuten um 63 cm hin und her schwankte. Aus Besorgnis, der Turm könne hiedurch zu Schaden kommen, entschloß man sich schließlich schweren Herzens dazu, die Glocke ganz außer Betrieb zu setzen. Bei der Leichenfeierlichkeit für Cardinal Hauscher im Jahre 1875 ließ sie das

letztmal ihre Stimme erschallen. Durch ein halbes Jahrhundert wurde sie nun weder geläutet noch geschlagen, sondern ruhte auf Balken. Im Kriegsjahre 1915 ist sie dem Kriegsministerium für die Metallsammlung angeboten worden, doch wurde von einer Annahme abgesehen.

Nach fünfzigjähriger Pause endlich wagte man es am 4. März 1925 die machtvolle Stimme nach einem neuen System wieder zu lösen und da die Probe gut ausfiel, braust ihr Schall an besonderen Festtagen der Kirche nun wieder über die Stadt.

Von der Glockenstube weitersteigend, gelangt man in die Türmerstube ( Abb. 41 ) und den Dienstraum der Feuerwehr ( Abb. 42 ), wo die Feuerwache untergebracht ist. Bis hierher zählt man



Abb. 41

343 Stufen und hier befindet man sich in 72 Meter Höhe, also um einige Meter über den Spitzen der beiden Heidentürme und des unausgebauten Nordturmes.

Das Panorama, das sich dem Beschauer von hier aus erschließt, ist wahrhaft überwältigend. Im Zentrum der Stadt befindlich, überblickt man das Dächer- und Turmgewirr aus unmittelbarer Nähe und

betrachtet mit Interesse die in den Gassen so wenig sichtbaren Architekturteile der Gebäude. Höchst interessante Bilder bietet auch die Stephanskirche selbst - von oben gesehen. Unten auf dem Platze erscheinen die Menschen wie Pygmäen und der Straßenlärm dringt nur gedämpft herauf. In der Ferne aber reicht der Blick an günstigen Tagen und bei klarem Wetter im Norden bis an die Polauer Berge bei Nikolsburg, im Osten bis zu den Ausläufern der Karpathen, im Süden bis an den Schneeberg und den Semmering, im Westen schließlich bis zum Oetscher.



Wien. Feuerwehrstations-Local am Stephansturm

Abb. 42

Hat sich das Auge trunken gesehen, dann erst wendet man seine Aufmerksamkeit dem Gemache selbst zu. Der helle, luftige und niedergelegt ist.

Ab 1836 verständigte der Türmer den Waser mit einem Feuermeldezetteln, der in eine Messingkugel eingeschlossen, durch ein außen am Turm angebrachtes Blechrohr in die Waserwohnung hinunter befördert wurde. Außerdem war auch ein Spröckföhr vorhanden, durch das der Name der Legende hinabgerufen wurde, schon frühzeitig erkannt.

Die älteste deutsche Feuerordnung, die uns bekannt ist, ist jene Rudolfs I. vom Jahre <sup>1278</sup>, aus einer Zeit also, da es noch keinen Stephansturm gab. Aber auch die Feuerordnung Wiens vom Jahre 1454, - als der Turm sozusagen noch in den Kinderschuhen steckte, ( er bestand damals erst 23 Jahre ), beschäftigt sich mit ihm noch nicht. Erst die "Neue Ordnung" vom Jahre 1534 erwähnt zum erstenmal den Türmer von St. Stephan. Dieser hatte die Richtung des wahrgenommenen Feuers bei Tag mit einer roten Fahne und bei Nacht mit einer Laterne anzugeben.

Die Feuerordnung vom Jahre 1579 verpflichtet den Türmer, den Turmmeister durch ein Glockenzeichen vom Ausbruche eines Brandes zu verständigen.

Ursprünglich wohnte in dem Raume, der erst 1522 erbaut

worden war, nur ein Türmer. Zur Zeit Maria Theresias sollen aber hier schon fünf Turmwächter angestellt gewesen sein, die wechselweise Dienst leisteten. Bemerkten sie ein Feuer, so setzten sie mittelst eines Drahtzuges eine Glocke bei dem in der jetzigen Mesnerwohnung anwesenden Turmmeister in Bewegung und verständigten diesen mittelst eines Sprachrohres. ( Ueber die Organisation des Löschwesens im mittelalterlichen Wien siehe Band II, S. 366 ff ).

Seit 1835 versehen in der Turmstube zu St. Stephan Feuerwehrmänner den Dienst und bedienen sich hiebei eines unter Anleitung des damaligen Direktors der Sternwarte konstruierten Toposkops, sowie einer 1834 vorgenommenen, 1867/68 revidierten Ortsbestimmung aller Objekte des Horizonts, die in vier Büchern niedergelegt ist.

Ab 1836 verständigte der Türmer den Mesner mit einem Feuermeldezettel, der in eine Messingkugel eingeschlossen, durch ein außen am Turm angebrachtes Blechrohr in die Mesnerwohnung hinunter befördert wurde. Außerdem war auch ein Sprachrohr vorhanden, durch das der Name der Gegend hinabgerufen wurde, in der es brannte.

1855 wurde der Stephansturm mit der Feuerwehrzentrale ~~am Turm~~ durch eine Feuertelegraphenleitung verbunden. Heute stehen die modernsten technischen Hilfsmittel zur Verfügung. Der Tisch mit den Instrumenten, Büchern und Telegraphenapparaten, dem sich auch noch das Telephon zugesellte, steht zwischen den gotischen Säulen eines Gewölbebogens. Im gleichen Raume liegen Ansichtskarten auf, denen über Wunsch der Turmstempel beigedrückt wird. In dem aufliegenden Besucherbuche kann jeder ordnungsmäßig für 10 Pfennig für seine Verewigung sorgen, was entschieden ratsamer ist als die sinnlose Bekritzeln der Glockenstube.

Der Gesamtraum des zweigeteilten Turmgemaches enthält

vier Fenster ( nach jeder Weltrichtung eines ) und mißt etwa 14 Schritte im Durchmesser. Im Dienstraum hausen, kochen und übernachten die Feuerwehrmänner.

Im Turngemach befand sich auch einst das Uhrwerk der auf dem Hochturm bis zum Jahre 1862 angebracht gewesenen Uhr ( s.S. 77.). Es wurde durch Gewichte, jedes 1 q schwer, bewegt. Das Pendel hatte 18 Fuß ( ca 5.7 m ) Länge und bedurfte zu einer Schwingung eine und eine halbe Sekunde. Diese Uhr wurde 1699 über Auftrag des Wiener Magistrates von Johann Oberkirchner angefertigt, dem hiefür 1200 Gulden kontraktmäßig zugesagt wurden. Sie bewegte die Zeiger auf allen vier Seiten des Turmes, schlug jedoch nur die ersten drei Viertel, während sie sich das vierte Viertel schenkte und statt dessen nur die Stunden verkündete. Die Zifferblätter waren 4.5 Meter hoch, der Stundenzeiger 2 Meter lang.

Wann erstmals an dem Turme eine Uhr angebracht worden war, ist nicht bekannt. Eine Uhrschälle befand sich schon 1449 dort; ob sie durch ein Uhrwerk oder durch einen Wächter geschlagen wurde, ist nirgends angegeben. 1569 besaß der Turm jedenfalls bereits eine Uhr, zu der 1586 neue Uhrtafeln angefertigt wurden, die 12 Fuß, 15 Zoll ( etwa 4 m ) hoch und 11 Fuß, 3 Zoll ( etwa 3.5 m ) breit waren. Die Ziffern hatten 2 Fuß ( etwas über 0.6 m ) Höhe.

Die Turmstube wies auch eine in den Boden eingelegte Mittagslinie auf, auf die ein durch eine eigens ausgemeißelte Mauerlücke einfallender Sonnenstrahl genau im Augenblick des Mittags traf. Sie war ~~1592~~ 1742 nach Angabe des gelehrten Pater Franz, eines ehemaligen Jesuiten, gelegt worden.

Zur genauen Richtung der Uhr dienten schließlich Sonnenuhren sowie eine durch den als geschickten Mechaniker bekannten Augustinermönch Bruder David angefertigte künstliche Uhr.

Zum Zeitvertreib der Feuerwache soll auf dem Turme, wie erzählt wird, auch eine Kegelbahn bestanden haben. Sie war so kurz, daß die Spieler sich mit dem Rücken zum Ziele stellen und die Kugeln zwischen den Beinen durchschieben mußten. An ihr allerdings sehr angezweifelt Bestehen knüpft sich eine schauerliche Volkssage.

Danach empfangen hier oben in luftiger Höhe die Wächter gar oft Freunde zu lustiger Unterhaltung, die sich oft bis in die späten Nachtstunden ausdehnte. An einem Herbstabende befand sich unter ihnen ein wüster Handwerksgeſelle, der auch dann noch blieb, als schon alle Spieler den Plan verlassen und sich selbst die Wächter zur Ruhe begeben hatten. Stolz auf seine Kunst, auf jeden Schub "alle neun" zu treffen, begleitete er jeden solchen Meisterschub mit wüstem Geföhle. So nahte sich bereits die mitternächtliche Stunde; da stand plötzlich ein grau gekleidetes, aschfahles Männlein neben ihm und darüber betroffen verfehlte er das erstemal die Kegel. Zornentbrannt stellte er den Fremden zur Rede. Dieser aber starrte ihn aus unheimlich leuchtenden Augen an, die in tiefen Grabeshöhlen zu liegen schienen. "Laß ab von dem Spiele!" sprach eine hohle Stimme, "es ist spät und eben hör' ich ein Glöcklein, das den Priester mit der heiligen Wegzehrung begleitet!" Da fluchte und höhnte der Geselle und forderte den Fremden auf, lieber mit ihm zu spielen als auf das Sterbeglöcklein zu hören. Er bot ihm die Wette an, daß er auf jeden Wurf "alle neun" treffe, während der Andere das nicht zu tun imstande wäre. Und da die nochmalige Warnung des grauen Männleins nichts fruchtete, nahm der unheimliche Gast die Wette an. Der Geselle ließ ihm den Vortritt und stellte selbst die Kegel auf, wobei er heimlich einen derselben zum Turmfenster hinauswarf. Da richtete sich das hagere Männlein auf und wuchs zum Riesengerippe mit

Sense und Totenglas. Und der Tod in eigener Person rief dem wüsten Ägler zu: " Ich treffe neun, wo auch nur acht sind!" Dann warf er die gewaltige Kugel. Acht Kegel stürzten zusammen, mit ihnen aber auch der frevelnde Ägelschieber als neunertot!

Und allnächtlich, - so berichtet die Sage weiter, - soll der wüste Geselle als Gespenst auf der Kegelbahn erschienen sein, jammernd und wimmernd den neunten Kegel ~~suchen~~ suchend, denn erst bis er ihn gefunden, durfte er auf Erlösung hoffen.

So wurde es Sitte, daß alle Besucher des Turmes auf der Kegelbahn für die Erlösung des Gesellen einen Schub taten. Selbst Mitglieder des Kaiserhauses sollen diesen Schub getan haben, natürlich auch Kaiser Josef II., der ja in vielen Volkemären eine beliebte Figur ist.

Mailly bestreitet in seinem Werke "Allerlei Merkwürdigkeiten vom Stephansdome", daß diese Bahn überhaupt bestand. Seiner Meinung nach sei diese Kegelsage nur eine jener Wander-sagen, die ihren Ursprung in dem im Mittelalter stark verbreiteten Gebrauche des Laeterekegelns haben, dem mythische Berührungspunkte zu Grunde liegen, die an die alten Volks- und religiösen Bräuche des Ägelns und der gesteinigten Götzenbilder erinnern. Die mittelalterlichen Domherren haben selbst diesen Kegelbrauch gerne gepflogen und neben der kultischen Absicht wohl auch dem sportlichen Vergnügen dabei gehuldigt. So war denn das Kegeln auf Kirchengallerien gar nichts so Seltenes. Auf alten Holzschnitten sind uns solche Galleriekegelbahnen erhalten geblieben. Mit dem kultischen Zweck ist auch der angebliche Pflichtschub der Turmbesucher erklärt, der auf die Steinigung des Götzenbildes hinweist, in der Turmstube von St. Stephan wohl aber niemals stattgefunden hat, weil eben die dazu gehörige Kegelbahn nur - in der Sage bestand.

Vom Türmerzimmer steigt man weitere 13 Meter empor, bis sich der Ausgang zu einer Gallerie eröffnet. Hier, wo der Turm aus dem Kegelstutz in die Pyramide übergeht, stellen sich die 12 Giebel, welche die Gallerie umgeben und sich von der Straße gesehen wie zierliche Ornamente ausnehmen, als zu vierfacher Manneshöhe aufragende Flachtürme dar, die besonders an der Westseite, wo Sturm und Regen am meisten anprallen, furchtbar zerfressen sind.

Die Steingallerie ist auch geschichtlich merkwürdig, da von hier aus während der zweiten Türkenbelagerung dem anrückenden Ersatzheere des Herzogs von Lothringen Zeichen gegeben wurden. Am 21. Juli 1683 war nämlich ein kühner Reiter vom Regimente Götz, der mit einer Botschaft des Herzogs samt seinem Pferde durch all' die vielen Arme der Donau geschwommen war, glücklich in die Stadt gelangt, worauf seine Ankunft dem Herzog durch Raketen angezeigt wurde, die man auf der Steingallerie angezündet hatte. Das mehrmalige Zurückkommen des Kundschafters Kolschitzkys und seines Dieners im darauf folgenden Monat wurde dort am Tage durch einen Rauch, nachts durch ein Feuer angezeigt.

Der weitere, dem Publikum schon vom Türmerzimmer aus nicht mehr gestattete Aufstieg vollzieht sich im großen Turme selbst. Man gelangt zuerst in ein Gewölbe, in dem nach Ferger ehemals die Feuer- oder Ratsglocke hing, die sich seit 1859 ( ? ) im nördlichen Heidenturm befindet ( s.S. 56 ). Hier im Hochturm ertönte gar oft ihr gefürchteter Ruf, wobei sie stärker oder schwächer angeschlagen wurde, je nachdem das Feuer zu oder abnahm.

Von hier aus beginnt eine sehr merkwürdige hölzerne Wendeltreppe, deren schraubenförmige Spindel aus einem einzigen Stamme besteht, in den 56 Stufen eingepaßt sind. Diese, allem Wetter ausgesetzte Treppe reicht bis über ein gegurtetes Kreuzgewölbe, auf dem eine größere und zwei kleinere Glocken ruhen.



Die größere davon ist die Speiseglocke. Sie hat einen untern Durchmesser von 79 cm und ist mit einem Reliefbild "Christus am Kreuze mit der heil. Maria und der heil. Magdalena" geziert. Die unter dem Bilde befindliche Aufschrift lautet: "Thomas Ring, Bürger des Aeussern Raths und Verwalter der löblichen Fronleichnamsbruderschaft, hab' ich und meine liebe Hausfrau Magdalena diese Glocken giessen lassen, zur Begleitung des Hochwürdigen Sakraments. Georgius Arnold von Wien goss mich 1613." Damit ist auch schon ihr Zweck, zum Verzehrgang geläutet zu werden, erklärt.

Von den beiden andern Glocken ist die eine die schon erwähnte Uhrschälle (s. S. 89.), die laut Inschrift von Jakob Straiffing und Peter Obrecht im Jahre 1449 gegossen wurde. Die zweite ist die Primglocke, deren unterer Durchmesser nur 60 cm beträgt. Sie zeigt als Reliefdarstellung die Dreifaltigkeit nach einem Dürer'schen Stich und die schmerzhaftige Mutter Gottes. Laut Inschrift wurde sie von F.J. Scheichl gegossen. Mit ihr wurde von altersher den Chorherren das Zeichen zur Prim gegeben, woraus der Ausdruck Preim,- Prein- und schließlich Bräunglöckl entstand. Diese Benennung gab Anlaß zu der Erzählung, daß einst in Wien eine Krankheit, Bräune genannt, geherrscht habe und daß dazumal dieses Glöcklein zur Abwendung des Uebels geläutet wurde. Ogesser meint dazu, daß kein einziger glaubwürdiger Schriftsteller hievon Meldung macht. Freilich lebte damals noch nicht Bermann, der dennoch darüber zu berichten weiß. Bermann war allerdings mehr Fabulist als Historiker und so mögen die Quellen, aus denen er schöpfte, nicht immer gerade zuverlässig gewesen sein. Er bringt diese Primglocke auch mit einer Sage in Verbindung, die an die so populär gewordene Totenmette erinnert.

Danach saß in der Christnacht des Jahres 1363 der damalige

Pfarrer von St. Stephan, Graf Albert von Hohenberg ( s.S. 457 )  
 noch spät beim Lampenscheine, in tiefem Sinnen über das Kapitel  
 der heiligen Schrift gebeugt, über welches er am andern Tage  
 predigen wollte. Draußen wütete ein eisiger Sturm, der ihn je-  
 doch nicht störte; aber mit großem Erstaunen vernahm er plötz-  
 lich einen Chor von Betern, deren Stimmen aus der Stephanskir-  
 che bis in den Pfarrhof drangen. Um diesem rätselhaften Gesange  
 auf die Spur zu kommen, kleidete er sich an, nahm Hut und Leuch-  
 te und begab sich auf den Weg in die Kirche. Schon auf der  
 Straße tönt deutlich ein feierlicher Choral an sein Ohr und die  
 hohen Kirchenfenster erglänzen im Lichterschein. Im Innern der  
 Kirche aber sah er den Raum mit Menschen überfüllt; selbst auf  
 dem Chore und in den Beichtstühlen drängte sich die Menge, vie-  
 le ihm bekannt, viele auch fremd, - Frauen und Männer, Greise  
 und Kinder. Vor dem Altar aber steht ein silberlockiger Greis,  
 der die heilige Messe liest, - er selbst erkennt sich in dem  
 Manne. Noch starrt er mit sprachlosem Entsetzen auf den Geister-  
 spuk, da schlägt die Glocke die erste Stunde - und die ganze  
 Erscheinung war verschwunden. Tieferschüttert kehrt Hohenberg  
 ins Pfarrhaus zurück. Er bringt die ganze Begebenheit samt  
 den Namen aller, die er in jener Nacht gesehen, zu Papier. Ihn  
 und alle, welche er verzeichnet hat, raffte im nächsten Jahre  
 ( 1364 ) die gräßliche Seuche ( die Bräune ) hinweg.

So ungefähr erzählt das Bermann, ähnlich behandelt diesen  
 Stoff Emil Hofmann in seiner "Geistermette". ( Alt Wien, Sagen  
 und Geschichten, Seite 71 ff. ).

Wenn es auch richtig sein mag, daß im Jahre 1364 eine bis  
 dahin in Wien unbekannt Seuche herrschte, so war doch Graf von  
 Hohenberg schon 1349 Bischof von Freising geworden und er ist  
 als solcher 1359 gestorben ( s.S. 454 ). Er kann also mit dieser  
 Seuche überhaupt nicht in Verbindung gebracht werden. Bermann  
 und Hofmann haben sich über diese Tatsache hinweggesetzt oder  
 es ist ihnen der Widerspruch gar nicht aufgefallen.

Die Pringlocke diente auch noch einem andern Zwecke. Beim  
 Herannahen eines schweren Gewitters wurde mit ihr das Zeichen

gegeben, teils zum Gebete, teils die übrigen Kirchen zum Wetterläuten zu ermahnen. In der aufgeklärten Zeit des Kaisers Josef II. wurde dieses Wetterläuten 1783 eingestellt.

Von dem Gewölbe, das die eben erwähnten Glocken birgt, geht man über mehrere ziemlich steile Holztreppe weiter hinauf und erreicht so endlich das 1707 eingeführte Zügelglöcklein, das von Bartholomäus Kaffel gegossen wurde. Der untere Durchmesser dieser kleinen Glocke beträgt 67 cm. Sie sollte nach dem Willen des Bischofs Franz Ferdinand Freiherrn von Rumel das Volk zum Gebete für die "in Zügen" ( im Sterben ) Liegenden gemahnen.

Von da geht es nur mehr auf Leitern weiter, die aber durch ein Eisengitter abgesperrt sind. Die letzten 16 Meter des Turmes können nur an dessen Außenseite mittels hier angebrachten Steigeisens ( eiserne Klammern und Tritte ) erstiegen werden, während der Turmkletterer am Kreuze selbst nur die eisernen Verzierungen als Haltpunkte benutzen konnte.

Schon vor dem Jahre 1683 war die Turmspitze von St. Stephan zu wiederholtenmalen das Ziel und der Schauplatz ehrgeiziger Wagehalse gewesen, die sich bei besonderen Feierlichkeiten durch Fahenschwingen auf dem Knopfe des Stephansturmes nicht nur Ruhm sondern auch eine klingende Anerkennung erringen wollten.

Den ersten urkundlich belegten Anlaß hiezu gab die Rückkehr des Erzherzogs Matthias aus Ungarn, der nach vorläufiger Beilegung des Bruderzwistes in Habsburg, Landesherr von Oesterreich geworden war. Die Freude der Wiener darüber war groß. Bitter hatten sie es empfunden, daß ihre Stadt, die Kaiserstadt an der Donau, durch ein ganzes Vierteljahrhundert nicht mehr eigentliche Residenz gewesen war. 1583 hatte Kaiser Rudolf II. seine Residenz nach Prag verlegt, das er nur ungern und nur, *warum es nicht zu Wien war*, auf kurze Zeit verließ. Dort sammelte er Kunstgegenstände,

Altertümer, Raritäten, Bücher, umgab sich mit Astrologen, Teufelsbeschwörern, Goldmachern und Alchimisten und verfiel immer mehr in geistige Sonderbarkeiten, derweilen die Wiener Hofburg der alte Herrschersitz, verödete. So fand der Einzug des neuen Landesfürsten bei allen Parteien Wiens ungeteilte Begeisterung, die in einem wahrhaft glänzenden Empfang des Erzherzogs am 16. Juli 1608 betont zum Ausdruck kam. Zehn Triumphbögen waren errichtet. Zwei Springbrunnen spendeten weißen und roten Wein. Deutsches und ungarisches Heer war im Festzug, die Wiener Stadtguardia, die deutschen und italienischen Kaufleute beteiligten sich ebenso wie die Juden und der Klerus.

Vor dem Roten Turm war der ganze Stadtrat versammelt; dort überreichte man dem Erzherzog die Schlüssel aller Tore und geleitete ihn unter einem schönen Himmel in die Stadt. Die Stadtguardia machte Spalier bis auf den Stephansfreithof. Die Juden ließen sich auch unterm Lugeck sehen, wo das Haus bei der gulden Gans ist (alt Nr. 646, heute Rotenturmstraße Nr. 23), "in schön priesterlichem Ornat, mit ihm Talmut und zehn Gebot ~~Gebet~~, samt einem Himmel, so mit Zier formiert und gemacht nach ihr Manier." Vor dem Bischofshof empfing den Erzherzog der Bischof mit 11 Aebten und als Glanzpunkt der ganzen Feierlichkeit war wohl das Fahnenschwingen in schwindelnder Höhe von der Spitze des Stephansturmes gedacht gewesen. Das waghalsige Geschäft wurde damals von dem ~~Kirchenmeister~~ Kirchenbaumeister Behringer besorgt.

1635 erscheint diese halbsbrecherische Art der Begrüßung bei der Ankunft des Churfürsten Maximilian von Bayern wiederholt, wobei Kirchenbaumeister Humpeller die Fahne schwang. Zwei Jahre darauf waren anlässlich des Einzuges des Erzherzogs Ferdinand III. nach seiner Erwählung zum römischen Könige am 12. Dezember in der Stadtrechnung pro 1637 wieder Vorbereitungen zum Fahnenschwingen durch den Barbiergesellen voll

Stefan Muhl getroffen, allein der plötzliche Tod des Kaisers Ferdinand II. wandelte diese sowie alle andern Einzugsfeierlichkeiten in ein düsteres Leichengepränge um.

Am 1. Oktober 1658 sah Wien zum letztenmal die Fahnenbegrüßung vom alten Wiener Wahrzeichen. Sie wurde damals durch den Gärtnergehilfen Gabriel Satzberger ~~heixdermittlerweixen~~ auf Tod und Leben ausgeführt. Der Einzug des neuerwählten römischen Kaisers Leopold I., dem die Begrüßung galt, hatte sich nämlich verzögert und so konnte man Satzberger bei der mittlerweile eingetretenen Finsternis nicht mehr zum Herabkommen behilflich sein. Er mußte die ganze Nacht, - in größter Lebensgefahr schwebend, - auf der Turmspitze zubringen. 12 Reichstaler waren sein Lohn.

Das Schicksal dieses Verlassenen in der Luft hatte zur Folge, daß das gefährliche Fahnenschwingen, das bald ein unglückliches Ende gefunden hätte, - für immer eingestellt wurde. Wohl wurde im Jahre 1842 noch einmal die kaiserliche Fahne da oben in den Lüften entfaltet ( s.S. 26 ), doch unter wesentlich geringerer Lebensgefahr.

Ein Schauspiel anderer Art in den obern Regionen des Turmes soll einem der Akteure tatsächlich das Leben gekostet haben. Cuspinian erzählt uns, daß anlässlich der Kaiserwahl Karls V. im Jahre 1519 der Turmgipfel durch eine ganze Nacht mit Pech- und Schwefelfeuer beleuchtet wurde. Durch den starken Rauch soll sich der Baumeister eine Krankheit zugezogen haben, die dessen Tod zur Folge hatte.

Ein originelles Schauspiel wurde Rudolf II. im Jahre 1577 geboten, als dieser als römischer Kaiser nach St. Stephan zog; da flog ihm ein Adler an einem langen Rennseile von der Spitze des Turmes herab über den Stephansfreithof entgegen ( Abb.43 ). Das Kunstwerk bestand aus einem 0.9 Meter hohen Adler ( der gleich einem natürlichen aussah ), dessen Inneres ein sinnvoll

konstruiertes Uhrwerk barg, das von dem Uhrmacher Johann Marbig, einem Tiroler, gefertigt worden sein soll. Das Uhrwerk ermöglichte es, den Adler mit ausgebreiteten Flügeln, durch ein dünnes Seil gelenkt, aus einer beträchtlichen Höhe bis zu einem bestimmten Standpunkt fliegen zu lassen.

Der Adler soll, als er seine Schuldigkeit getan, unter dem Kirchendache aufbewahrt worden sein und sich noch zu den Zeiten des Prinzen Eugen dort befunden haben. Gelegentlich einer der mehrfachen Restaurierungen dürfte er entweder zerstört oder abhanden gekommen sein.



Wenn wir nach durchgeführten Turmbesuch wieder ins Freie treten, gewahren wir links anschließend an den Turm die Außenmauer des Friedrichschores und daran angelehnt das schlichte Mesnerhäuschen ( Abb. 44 ), an dessen Stelle sich vormals das Stephanswirtshaus befand. Zu Pergers Zeiten ( 1854 ) standen dort noch drei Akazienbäume, die damals erst vor einigen Jahrzehnten gepflanzt worden waren. In dem an das Mesnerhäuschen anschließenden Wandfeld sind vier Grabsteine eingemauert und zwar in der Richtung von West nach Ost: die Grabplatte des Reichshofkanzleischreibers Matthias Wiener, gest. 1628,- die in vertieftem Rundfeld ein Wappenrelief schmückt; ferners eine Grabplatte mit zwei Wappenreliefs: thronende Dreifaltigkeit, unten Stifterfamilie.

Die nächste ist die Grabplatte des Ferdinand Leinwather ( Tietze, Abb. 515 ), gest. 1593,- aus weißem Kalkstein, der stellenweise schwarz geworden ist. Das Relief zeigt die Auferstehung Christi aus einem in reichen Renaissanceformen gehaltenen Sarkophag.

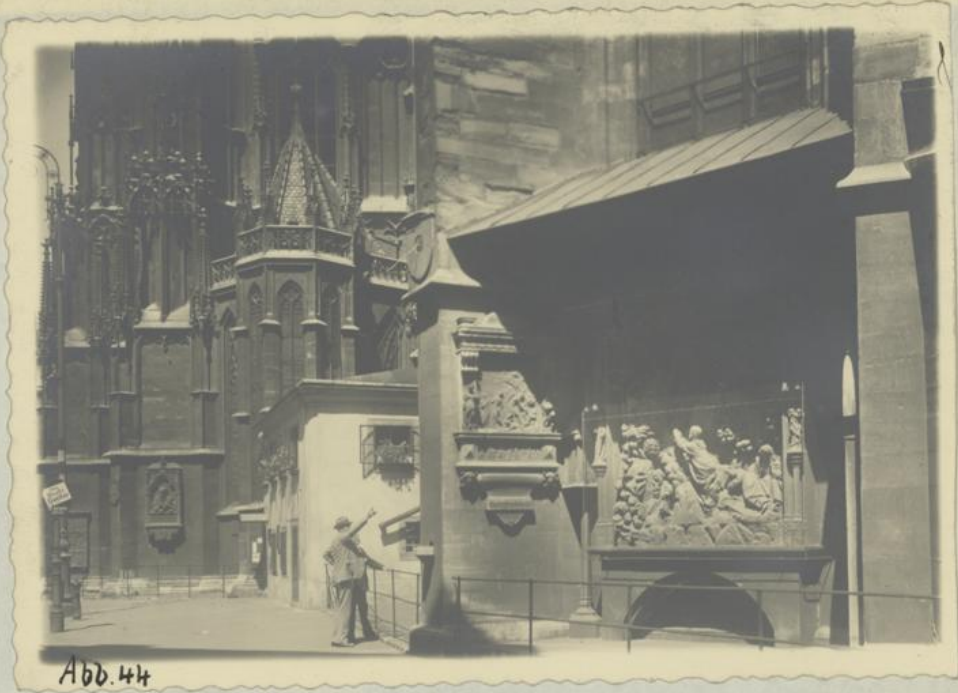


Abb. 44

Es folgt die Grabplatte des bürgerlichen Apothekers Johann Khlele, gest. 1610, — die ein Wappenrelief in vertieftem Rundfeld schmückt.

Das nächste Wandfeld ziert eines der schönsten Denkmale an der Außenmauer der Stephanskirche; es ist das Grabmal des Kirchenmeisters Johann Straub (1540). Als Hochrelief ausgeführt, in schöner Renaissancearchitektur, zeigt das Mittelfeld Christi Abschied von Maria in figurenreicher Komposition (Abb. 45). Rings um das Hauptwerk sind Bilder aus dem Leben Jesu angebracht und zwar: die Beschneidung, die Flucht nach Aegypten, Christus unter den Schriftgelehrten (der zwölfjährige Jesus im Tempel), der Judaskuß, die Kreuztragung, Christus am Kreuze und die Grablegung. Bildhauer Ludwig Schadler mit der Restaurierung der Seitlich wird das Ganze durch ornamentierte Pilaster zusammengefaßt. Die malerische Auffassung, die von der Licht- und Schattenwirkung der tief eingeschnittenen Figuren noch erhöht wird, die Lebendigkeit der Gestalten, der Reichtum des schmückenden Beiwerks vereinigen sich zu eigenartiger Wirkung, die durch das Zusammenwirken gotischer Renaissanceelemente wesentlichen Teilen auf Holzschnitte Dirers.

Links des Straub'schen Epitaphs ist in die Seitenmauer



Abb. 45

eine besondere Note erhält. Zu Beginn unseres Jahrhunderts war das Steinformaterial schon in höchstem Grade schadhafte geworden, weswegen der Bildhauer Ludwig Schädler mit der Restaurierung der figuralen Teile betraut wurde. Die beiden untern Medaillons wurden nebst den zugehörigen Füllungen durch Kopien ersetzt, die Füße der Mittelgruppe weitgehend erneuert.

Bei den Darstellungen der Rundmedaillons sind zum Teil graphische Vorlagen verwendet worden. So stützt sich die Gefangennahme Christi und der zwölfjährige Jesus im Tempel in wesentlichen Teilen auf Holzschnitte Dürers.

Links des Straub'schen Epitaphs ist in die Seitenmauer



des vorspringenden Pfeilers die Grabplatte des Stadtrichters Gartner ( Gärtner ), gest. 1603 und seiner beiden Gattinnen Sophie, gest. 1583 und Katharina ( Datum unausgefüllt ) eingelassen.

Rechts des großen Straub'schen Reliefs befindet sich an der Seitenmauer die auf ihn bezügliche Grabplatte. Auf dem Hauptwappen ist ein springender Hirsch mit hervorstehender Zunge und einer flatternden Halsbinde zu sehen.

Am nächsten Pfeiler ist ein Weihbrunnen angebracht, der schon etwas undeutlich — die Jahreszahl 1506 trägt. Zufolge des darin befindlichen Zeichens und des Trautson'schen Manuskriptes liegt hier Jörg Khlaig, Baumeister zu St. Stephan, begraben, der 1506 starb. Am gleichen Pfeiler ist auch eine Sonnenuhr angebracht. Daneben befindet sich eine gotische Totenleuchte.

Im anstoßenden Pfeilerfelde folgt das hervorragende L a c k n e r'sche Epitaph von 1502 ( s. Abb. 44 ), Christus am Oelberg darstellend. Es ist ein Hauptwerk der ausgehenden gotischen Kunst Wiens. Beiderseits ist die Rahmung von einer Figurennische durchbrochen, in der unter reichem Maßwerkbaldachin rechts der heil. Stephanus, links der heil. Judas Thaddäus steht. Beide Figürchen sind stark überarbeitet.

Die Darstellung in der stark vertieften Mittelnische zeigt den knienden Christus im Gebete vor dem auf einer Felsplatte stehenden Kelch. Von den Jüngern sind Petrus und Johannes hinter Christus gelagert, Jakobus schläft in einer Höhle unter dem Kelch, während aus dem Hintergrunde rechts, unter einem Gartentor, auf dessen Dach der Teufel steht, die Häcker kommen, die von Judas geführt werden.

Der Oelberg gehört mit seiner reichen landschaftlichen Ausstattung einem Typus an, den die Spätgotik an verschiedenen Orten ausgebildet hat.

Das Denkmal mußte einer wiederholten Restaurierung unterzogen werden. Die Renovierungsdaten 1726, 1747, 1767, 1797 sind oben am Bogen des Denkmals angegeben. Die letzte Restaurierung, in die auch die Chornische einbezogen wurde, in der es sich befindet, erfolgte 1904 unter Entfernung des Oelanstriches und unter Ergänzung fehlender Teile.

Eine Urkunde im Wiener Stadtarchiv erwähnt, daß Frau Magdalena Lackhnerin, die zweite Gemahlin des Herrn Leonhard Lackhner, gewesenen Kirchenmeisters bei St. Stephan, diesen Oelberg errichtet und wegen Beleuchtung der dabei befindlichen Lampe jährlich 3 Pfund Pfennige bis 1533 bezahlt habe. Sie starb 1555.

Hier sei bemerkt, daß das Kirchenmeisteramt zu den bedeutendsten Aemtern der Wiener Stadtverwaltung gehörte. Der Kirchenmeister war stets Ratsmitglied und hatte über alles, was den Dom betraf, zu wachen und die Geldgebahrung zu beaufsichtigen. Er übte sogar ein Aufsichtsrecht über den Baumeister von St. Stephan aus. Ursprünglich war das Amt des Kirchenmeisters unbesoldet. Erst im Jahre 1700 wurde ihm eine Besoldung von 340 Gulden jährlich und der Anteil an dem Geläutgeld zugesprochen.

Nach dem Wortlaute des Ferdinandeums ( Stadtrecht von 1526) sollten die Kirchmeisterstellen von St. Stephan, St. Michael und Maria am Gestade entweder mit Mitgliedern des Aeussern Rates oder mit Personen aus der gemeinen Bürgerschaft besetzt werden, doch sollten hiezu nur treffliche und vermögende Personen erwählt werden. Sie hatten das Kirchenvermögen zu verwalten und mußten jährlich ihre Einnahmen und Ausgaben genau verrechnen. Sie hatten überdies auch auf die sorgsame Verwahrung der Heiligtümer, Kelche und Meßgewänder, sowie aller Kirchenkleinodien zu achten und den Dienst der Kustoden und Kirchenschreiber strenge zu überwachen. Der Versuch des Wiener

Bischofs Friedrich Graf Breuner, auf die Verwaltung des Kirchenmeisteramtes von St. Stephan Einfluß zu nehmen, mißlang und wurde 1642 mit Erfolg zurückgewiesen. Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts gelang es der bischöflichen Gewalt, ihre Ansprüche durchzusetzen.

Unsere Wanderung fortsetzend, gewahren wir links von der Oelbergdarstellung ein Relief, das eine vielköpfige Stifterfamilie zeigt. Ein zweites in vertieftem Hauptfeld bringt Christus, die Urväter aus der Hölle befreiend, zur Darstellung. Es ist dem Andenken Franz Lackners, Mitglied des Innern Rats, und seiner beiden Gemahlinnen gewidmet. Franz Lackner starb 1571.

Rechts vom Oelberg, an der Südostschräge des Südchores, folgt das Wandgrab des Leonhart (Leonhard) Lackner, Kirchenmeisters bei St. Stephan, gest. 1517, und seiner beiden Frauen Barbara (gest. 1501) und Magdalena, (gest. 1555). Demnach wäre der vorerwähnte Oelberg nicht anlässlich des Todes Lackners, sondern schon anlässlich des Todes seiner ersten Frau, bzw. ein Jahr nachher errichtet worden.

Das Grabmal ist aus rotem Marmor und ~~xxx~~ enthält in vertieftem Felde ein großes Wappenrelief, darunter drei kleine Wappenschildchen. Die Grabplatte zeigt in den Buchstaben und Ornamenten voll ausgebildete Renaissanceformen.

Darüber ist eine halbkreisförmige Platte aus grauem Marmor angebracht, die gleichfalls dem Gedenken der beiden Frauen Barbara und Magdalena gewidmet ist.

Anschließend an den Pfeiler zieht sich die Südwand des Winterchores hin, dessen Ostwand mit dem Prandtner'schen Passionsrelief (Abb. 46 und 47) geschmückt ist. Die sechs zum Teil arg beschädigten Relieftafeln, Szenen aus dem Leben Christi darstellend, wurden vom Bürgermeister Bartholomäus

Prandtner und den Räten der Stadt Wien 1580 gestiftet. Auf-

Abb. 46



Abb. 47  
Reliefbilder aus dem Leiden Christi am Südchor, von Bürgermeister Barthol. Brandtner und den Stadträten 1580 gestiftet

Phot. Reiffenhein

fallend ist das starke gotische Element in so später Zeit, das wohl nur durch die Stichvorlagen der Passionsszenen zu erklären ist.

Die Relieffelder, die durch Renaissancepilaster von einander geschieden und von gemeinsamer Rahmung umschlossen werden, zeigen: Christus vor Pilatus, Geißelung, Dornenkrönung, Ecce homo, Christus vor Pilatus und Kreuztragung.

Dieser Passionszyklus, in dessen Darstellung ein recht kräftiger Naturalismus zum Ausdruck kommt, der selbst in der Schilderung des Rohen und Derben bis ans äußerste geht,-

ist jedoch nur der Rest einer größeren Folge, die ursprünglich mindestens elf Steinen umfaßte. Von einer berichtet Ogesser bereits 1779, daß sie bei der Verfertigung eines neuen Fensters der Reliquienkammer ( als welche damals der Winterchor in Verwendung stand ) abgebrochen worden sei. Einzug in Jerusalem, Abendmahl, Gefangennahme Christi, - befanden sich zu Ogessers Zeiten in arg zerstörtem Zustand noch an Ort und Stelle und wurden erst 1898 entfernt.

An den Reliefs waren ursprünglich die Namen der Stifter angeschrieben: Bartlme Prandtner, Bürgermeister, Ruebertus Scheller, Stadtrichter, Hanns von Thaw d.Ae., Johann Prunner, Doctor, Hanns Seis, Ober Stadt Camerer, Osterwaldt Mittendorfer, Ulrich Hanns, Georg Fürst; die übrigen Namen waren schon für Testarello ( gest. 1693 ) unleserlich.

Anlässlich einer Restaurierung im Jahre 1901 fanden sich hinter den Reliefs Reste von Fresken, welche die gleichen Gegenstände darstellen. Dieser vielleicht schon schadhafte, gemalte Kreuzweg aus früherer Zeit wurde dann durch den steinernen der Ratsherren ersetzt. Da sie alle 1580 als Mitglieder der katholischen Partei erscheinen, hält Neumann die Passionsfolge wohl mit Recht für eine gegenreformatorische Kundgebung von 1580. Eine lokale Ueberlieferung will in dem den Christus verspottenden Mönch des Ecce homo Reliefs ein Bildnis Luthers erkennen. Das Entstehungsdatum ist merkwürdig spät, da die Reliefs stilistisch wesentlich älter aussehen. Dies mag wohl damit begründet werden können, daß sich der Bildhauer bei seiner Arbeit älterer Graphiker als Vorlagen bediente ( Schäuuffelein, Schongauer ). *Gegenständiglich sind die Reliefs mit dem von der Passionsfolge*

Unter dem Passionsrelief ( der Dornenkrönung ) ist die Grabplatte des Michael Gerecht ( gest. 1606 ) in die Mauer eingefügt. Breitovale Inschrifttafel mit rundbogigem Abschluß, den ein reiches Wappenrelief füllt. Das dreifach geteilte Wappen

enthält in den obern Feldern je einen Krebs; in den untern ist die Gerechtigkeit mit Schwert und Wage dargestellt. Die Platte ist stark abgetreten und verstümmelt. Gerecht ( Grecht) war Mitglied des Innern Rats.

An der Rückseite der Hauptapsis hinter dem Hochaltar liegt die sogenannte Allerseelennische ( Abb. 48 ). Hier hat sich ein Plätzchen erhalten, das vom lärmenden Großstadtverkehr abseits gelegen, Ruhe und Abgeschlossenheit bewahrt hat und zur Sammlung und Erbauung einladet. In der linken Ecke gewahrt man in gemeinsamer, in stumpfen Winkel geknickter Rahmung drei gotische Reliefplatten:

- 1.) Kreuzigung Christi zwischen Johannes und Maria,
- 2.) Grablegung, dahinter Maria und Johannes,
- 3.) Auferstehung Christi.

Sie gehören wahrscheinlich einer früheren Zeit an als die elf zuvor erwähnten Darstellungen und dürften dem Anfang des 15. Jahrhunderts entstammen. Es sind gute Beispiele für das



~~Streben der Natur~~ Streben nach Natürlichkeit der Form und des Ausdrucks. 1892 wurden sie vom Oelanstrich befreit und restauriert, wobei einige Ergänzungen vorgenommen wurden.

Die Rückwand der Nische wurde 1827 mit einem Fresko von Josef Danhauser geschmückt, das die Leiden der armen Seelen

im Fegefeuer darstellt, über dem Maria, von einer Engelschar getragen, über Wolken thront, während ein Engel eine Betende aus dem Fegefeuer hervorholt.

Danhauser, neben Waldmüller der liebenswürdigste Sittenschilderer des Wiener Biedermeiers ( geb. 1805, gest. 1845 in Wien ) war damals erst kurz vorher aus Venedig nach Wien zurückgekehrt, so daß sich der Einfluß seiner Italienreise gerade in diesem Bilde recht geltend machte.

Die Malerei wurde an dem verhältnismäßig ungeschützten Ort durch die Witterungseinflüsse bis zur Unkenntlichkeit hergenommen, so daß an eine Wiederherstellung nicht gedacht werden konnte. Da fand Postkontrollor Karl Danhauser gegen Ende des 19. Jahrhunderts im Nachlasse seines Vaters die Skizze zu dem Bilde, worauf es 1892 von Viktor Jasper gereinigt und im folgenden Jahre von Andreas Groll auf Grund der aufgefundenen Skizze neugemalt wurde. 1931 wurde das Fresko einer abermaligen Restaurierung durch F. Heilmann unterzogen. Heute ist es aber schon wieder so weit zerstört oder doch verschwommen, daß dieses prächtige Fresko auf die Dauer trotz aller Bemühungen kaum zu halten sein wird.

Solche, der Vergänglichkeit verfallenen Kunstwerke wenigstens im Bilde festzuhalten, ist Pflicht gegen spätere Generationen!

Beiderseits des Fegefeuerbildes gewahrt man je zwei Grabplatten. Linker Hand jene des kaiserlichen Hofsprachmeisters Anton Bormastinus ( gest. 1729 ) in erneuter Rahmung, die 1892 restauriert wurde.

Bormastin zählt zur Schar jener zahlreichen und vielfach doch für die große Masse unbekannt gebliebenen Chronisten, die uns manchen Einblick in die früheren Verhältnisse der Stadt gewährten ( s. Band I, S. 211, 212 ).

Seinem Grabstein benachbart ist eine graue Steinplatte,

deren Inschrift sich auf den bürgerlichen Handelsmann Michael Braun ( gest. 1678 ) bezieht. Rechter Hand befindet sich das Grabmal des Rechtsgelehrten Dr. Christof Hillinger ( gest. 1560 ), fürstsalzburgischer und passauischer Rat und Offizial in Niederösterreich. Es ist ein Wandgrab aus rotem Marmor, eingefast von jonischen Säulen, die über Gebälk einen Flachgiebel tragen. Unten und oben befinden sich Inschrifttafeln; dazwischen liegt in vertieftem Hauptfeld ein Flachrelief. Es zeigt das Bildnis eines bärtigen Mannes in Gelehrtentracht, an einer Balustrade lehrend, auf der neben einem Totenkopf ein Kruzifix steht. Ein Wappenschild links und mehrere biblische Inschriften ergänzen die Fläche.

Daneben ist eine Kalksteinplatte in die Mauer eingelassen, die dem Christoph Hinterhofer ( gest. 1664 ) und dessen Gattin Barbara, geb. Haberlin ( gest. 1679 ) gilt. Hinterhofer war Hauptmann ( Verwalter ) über die Herrschaften und Landgüter der Kaiserin Eleonora von Mantua ( Gemahlin Ferdinands III. ). Er verfügte in seinem Testament, an dieser Stelle begraben zu werden, um der Fürbitte der hier stets weilenden Andächtigen teilhaftig zu werden. Auch die beiden letztgenannten Grabsteine wurden 1892 einer Restaurierung unterzogen.

In der Mitte der Nische vor dem Fegefeuerbilde erhebt sich auf einer Säule die Halbfigur des duldenden Heilands ( Heiland im Elend ), die Reste von Bemalung zeigt. Dieser Typus des Schmerzensmannes verbreitete sich seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts weiter Verbreitung. Nach Tietze ( XXIII. Band der Österr. Kunsttopographie ) dürfte diese Figur der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstammen. Anderslautende Angaben, die auf die Errichtung durch einen Wolf Salman (1625)

Figur und einer von ihnen, den die Legende Diebold nennt, die spottend aus: Das ist kein Wunder, wenn der Herrgott Jahseh



hinweisen, beruhen wohl nur auf einer Verwechslung mit einer ähnlichen Figur unweit des Bischofstores, die ihre Entstehung einem Solman oder Sohmann verdankt ( s.S. <sup>157</sup> ).

Eine Zeit lang war vor dieser Christusbüste auch ein gedeckter Beichtstuhl angebracht, weil hier die Aermsten der Armen in ihrem Leid gerne ihre Zuflucht nahmen.

Nach den zeitälteren Angaben stand die um 1425 geformte Säule als "Totenherrgott" inmitten der Gräber auf dem ~~auf dem~~ Stephansfreithof und zwar gegenüber dem Hochturm. Nach Auflassung des Friedhofes soll das Denkmal dann an die Kirchenwand übertragen worden sein. 1842 wurde es in der Allerseelennische aufgestellt.

Die Angaben über den ursprünglichen Standplatz der Säule drängen mit die Vermutung auf, daß hier wohl ~~ein~~ eine Verwechslung mit der dort aufgestellt gewesenen Totenleuchte ( s.S. 64 und Abb. S. 65 ) vorliegen dürfte. Aus der Zeit des Bestandes des alten Stephansfreithofes sind uns mehrere Abbildungen erhalten geblieben. Ich kenne bisher keine, auf der an dem bezeichneten Orte außer der Totenleuchte noch eine zweite Figur zu sehen wäre, die auf diesen Schmerzensmann hindeuten könnte.

Im Volksmunde wird die Büste, deren Typus sich im 15. Jahrhundert großer Verbreitung erfreute als "Zahnweh Herrgott" bezeichnet. Der Name geht auf eine nette Legende zurück:

Eine fromme Hand hatte der Statue einen Kranz auf das Haupt gesetzt und diesen, damit er nicht vom Sturme weggerissen werde, mit einem breiten Band um das Kinn des Schmerzensmannes befestigt. Da wollte es der Zufall, daß drei übermütige Junker an der Christusbüste vorbeikamen. In ihrer weinseligen Laune höhnten sie die ihnen sonderbar erscheinende Christusfigur und einer von ihnen, den die Legende Diepold nennt, rief spottend aus: "das ist kein Wunder, wenn der Herrgott Zahnweh

hat, wo er den ganzen Tag im Zugwind steht" folgte dieser gottlosen Bemerkung schallendes Gelächter.

Aber schon in der Nacht darauf wurde Diepold von den heftigsten Zahnschmerzen befallen. Er ließ am nächsten Morgen den Arzt holen, der keinerlei Schaden an seinen Zähnen feststellen konnte, doch fand er es sonderbar, daß er an diesem Morgen schon zum dritten Patienten mit dem gleichen Leiden berufen worden war. Und als der Arzt die Namen der Leidensgenossen nannte - es waren Diepolds Zechkumpane -, erkannte dieser mit Schrecken, daß die Schmerzen nur die gerechte Strafe für die gotteslästerliche Bemerkung des Vortages waren. Da konnte der Arzt freilich nicht helfen und der so Bestrafte beeilte sich, vor dem Christusbilde Abbitte zu leisten. Als er hinkam, fand er seine beiden Genossen bereits in inbrünstigem Gebete vor der Statue. Ihre flehentlichen Bitten wurden erhört und der Schmerz wich von ihnen.

Als dies bekannt wurde, erhielt die Christusfigur den erwähnten Beinamen, der ihr auch fortan blieb. So erfreut sie sich auch heute noch bei dem vom Zahnschmerz Gequälten des größten und vertrauensvollsten Zuspruches.

Anschließend an die Allerseele nische schiebt sich die obere Sakristei vor, zur Nordfront des Domes überleitend ( Abb. 48 ),

Dieser folgt in einem kapellenartigen Bau das ausgezeichnete, aber leider sehr stark verstümmelte Denkmal des Rathsherrn und Kirchenmeisters Johann Hutstocker, die sogenannte Hutstocker'sche Kreuztragung ( Abb. 49 ). Es ist eine ganz eigenartige ~~Kultur~~ Skulptur, in der ausländische Kunsteinflüsse zum Durchbruch kommen. Das Relief stellt den Kreuzweg nach Golgatha dar. Der Hintergrund ist ziemlich gut erhalten; die vorderen Personen hingegen sind ziemlich arg verstümmelt. Kriegsknechte, nach Art des 16. Jahrhunderts gewappnet, unge-



Abb. 48

ben den Heiland, der tief gebeugt, unter der Last des Kreuzes einherschreitet. Im Hintergrunde sieht man die Jünger am Oelberge und die Gefangennahme Jesu Christi. Das Denkmal wurde 1523 von Konrad von Vlauen geschaffen, ein Künstler, der durch kein zweites bekanntes Werk ausgezeichnet ist. Da Ogesser noch

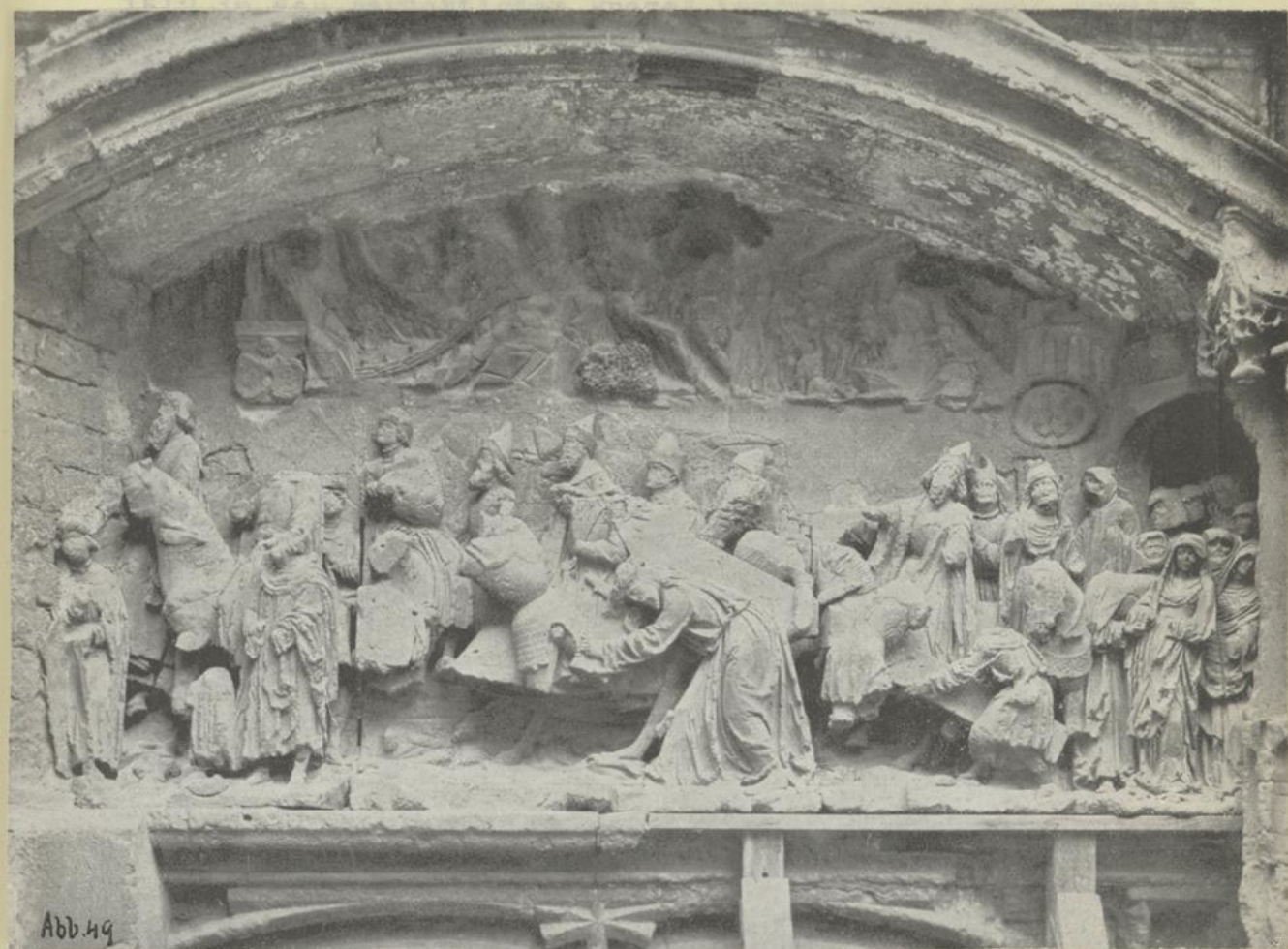


Abb. 49

keine Beschädigungen dieses Kunstwerkes erwähnt, Tschischka sie aber 1832 schon in argem Maße feststellt, dürften sie wohl zu Beginn des 19. Jahrhunderts erfolgt sein, vielleicht zur gleichen Zeit, von welcher die Beschädigungen am Neidhartsgrab (s.S. 66.) und am Rudolfsgrab (s.S. 74.) herrühren.

Die Frage der Restaurierung dieses bedeutenden, unrettbarer Zerstörung verfallenen werkes bereitet der Dombauleitung seit vielen Jahren schwere Sorgen. 1899 mußten umfangreiche Sicherungsarbeiten an dem Kunstwerk vorgenommen werden, um es zu erhalten.

Die Hutstocker waren eine angesehene Wiener Bürgerfamilie, deren Angehörige im 16. Jahrhundert Bürgermeister und Stadtrichter gewesen waren.

Hanns Hutstocker, der Stifter jener Kreuztragung, war mit der Tochter Wolfgang Kirchhofers verheiratet, eines Emporkömmlings, der 1519/20 Bürgermeister von Wien war, trotzdem er

1512 in den berüchtigten Prozeß Laufner verwickelt gewesen ist, bei dem ein ganzer Rattenschwanz von Bestechung bei der n.ö. Regierung ans Licht gebracht worden war, - vom allmächtigen Kanzler herab bis zum Schreiber.

An dem Strebepfeiler neben der Hutstocker'schen Kreuztragung ist die gotische Außenkanzel angebracht, von der aus der Franziskanermönch Johann von Capistran 1451 seine berühmten Predigten gegen die Türken hielt. Es ist ein ganz eigenartiges Denkmal (Abb. 50): eine alte gotische Steinkanzel, die ehemals für Leichenreden frei auf dem Friedhofe stand. Aus Ehrfurcht für Capistran wurde nach ihm die Kanzel nicht



mehr bestiegen, später zugemauert und an den Chorpfeiler übertragen. Wann die Uebertragung geschah, ist nicht bekannt, doch jedenfalls vor 1738. Nach der Heiligsprechung Capistrans ließ der Franziskanerorden 1738 nach einem Entwurfe Franz von Rottiers durch J.J. Rösler über der Kanzel an der Rückwand den prachtvollen barocken Aufbau errichten, der

von der Figur Capistrans beherrscht wird. Der feurige Glaubensapostel steht, die Fahne schwingend, auf einem toten Türken. Zu beiden Seiten erinnern Sinnbilder an die Türkenkriege.

Ueber dem Haupt des Heiligen schweben Engel; darüber sind in einem Strahlenkranz die Christusbuchstaben sichtbar.

Die Kanzel selbst trägt eine deutsche, das Zierschild am Aufsatz eine lateinische Inschrift.

Die deutsche Inschrift lautet: "Auf dieser Kanzel hat der heilige Johannes Capistranus, Franciscaner, im Jahre 1451 öffentlich gepredigt und vielfältige Wunder gewirkt. Renoviert und mit dem Bildnisse des Heiligen geziert im Jahre 1738."

Die lateinische Inschrift lautet in ihrer Uebersetzung: "Dem heiligen Johann von Capistran aus dem Orden des heiligen Franciscus der regulären Observanz, dem Wunderprediger auf dieser Kanzel im Jahre 1451, Licht des katholischen Glaubens, Rächer der Ketzler, in Kraft des allerheiligsten Namens Jesu der Türken Donnerstrahl, Stifter der österreichischen Franciscaner - Provinz, hat der Convent bei St. Hieronymus durch Beihilfe der Wohltäter und Genehmigung dieser Kirche und der Stadtoberkeiten dieses zum Verfall geneigte Denkmal zum Ehrenzeichen hergestellt, erneuert und mit aufgerichteter neuer Statue dieses Helden Statue dieses Helden wider die Ottomanen geziert."

Der phantasievolle Erzähler Bermann tischt uns das Märchen auf, daß von dieser Kanzel aus bereits Peter von Amiens den denkwürdigen Ruf getan habe: ~~Stark~~ "Ins Morgenland, Gott will es!" Das zu glauben, setzt den Mangel jeder Geschichtskennntnis und auch der Baukunst voraus. Dieses in die Geschichte eingegangene Lösungswort des ersten Kreuzzuges wurde bekanntlich gelegentlich der Synode zu Clermont ( 26. November 1095 ), ~~die~~ geprägt, die Papst Urban II. einberufen hatte. Im Frühjahr darauf zogen schon die ersten Scharen des Kreuzheeres, dessen Vortrab bildend, aus Deutschland kommend, den Donauweg gegen Ungarn. Es waren lauter kleine Leute gewesen, Bauern, Handwerker, Stadtvolk, Mönche und Weiber, die sich

da um ihren Anführer, den Mönch Peter von Amiens und den französischen Ritter Walter von Habenichts geschart hatten. In härenem Gewande, auf einem Esel reitend, zog Peter von Amiens mit seinen Getreuen in unsere Stadt ein, die ihrer damals noch sehr beschränkten Ausdehnung wegen, die Massen innerhalb ihrer Mauern nicht beherbergen konnte. Also mußten sie vor diesen lagern, vielleicht oder sogar sehr wahrscheinlich auch auf dem heutigen Stephansplatz und dessen Umgebung, denn dieser lag 1096 noch hart vor der Stadtmauer; die Stephanskirche bestand noch nicht. Ebenso wenig fehlt für eine freistehende Kanzel auf dem Platze jede Begründung, wenn keine Kirche da war. Auf keinen Fall aber konnte die der Phantasie Bermanns entsprungene Kanzel, diejenige sein, die etwa 400 Jahre später Capistran bestieg, denn sie wird ausdrücklich ~~als~~ als gotische Kanzel bezeichnet und gotische Kanzeln gab es um 1096 noch nicht !

Peter von Amiens mag hier auf diesem freien Platze zündende Reden gehalten haben; der Ruf "ins Morgenland, Gott will es!" mag hier und andernorts von seinen Lippen erschallt sein, die Ausschmückung mit der bewußten Kanzel müssen wir jedoch streichen.

Als die Capistrankanzel im Jahre 1880 derart schadhaft geworden war, daß sie aus den Fugen zu gehen drohte, wurde sie ganz abgetragen und wieder aufgerichtet, wobei ein großer Teil des alten Materials nicht wieder verwendet werden konnte.

Man kann wohl von dieser Kanzel nicht sprechen ohne der Persönlichkeit desjenigen zu gedenken, dessen Erinnerung sie geweiht ist.

Johann von Capistran, einer der merkwürdigsten Kreuzprediger aller Zeiten, wurde zu Capistrano, unweit Aquila, am 24. Juni 1386 geboren. In der Jugend übermütig und gleichgültig gegen alles Heilige, änderte sich nach einer schmerzlichen Er-

fahrung sein ganzes Wesen. So wurde er Mönch und Prediger. Der Papst, der seine hervorragende Rednergabe erkannte, sandte ihn als Herold eines neuen Kreuzzuges gegen die Türken nach dem Norden. So kam er im Mai 1451 nach Wiener Neustadt an den Hof des Kaisers Friedrich und wanderte von dort im Juni, von zahlreichem Volke begleitet, nach Wien, wo er vom Rate der Stadt und von der Universität feierlich empfangen wurde.

Capistran weilte 28 Tage, bis zum 4. Juli in Wien. Es gab keine Wiener Kirche, keinen Saal, der so groß gewesen wäre, daß die herbeiströmenden Mengen hätte fassen können. Den Predigten, die daher auf freiem Platze abgehalten werden mußten, wohnten stets bis zu 20.000 Menschen oder noch mehr bei. Obwohl Capistran der deutschen Sprache nicht mächtig war und daher lateinisch predigte, was erst nachher der Menge übersetzt werden mußte, machte doch die eigentümliche Erscheinung des 65jährigen, ausgezehrten, unscheinbaren Männleins den ungeheuersten Eindruck, denn in ihm wohnte die gottbegeisterte Kraft, die sich mit Donnerstimme Bahn brach. Sein Wort ergriff den Gelehrten wie den Ungebildeten, den Hohen wie den Niederen. So wuchs ganz mächtig die Zahl der Kreuzfahrer, die seinem Rufe folgten. Den Fall Konstantinopels ( Mai 1453 ) konnte er freilich nicht aufhalten.

Capistran war aber nicht nur ein berühmter Kreuzprediger; er zog auch gegen die Unsitten der damaligen Zeit los, gegen Karten und Glücksspiele und hielt so eindrucksvolle Predigten, daß die Zuhörer nach Hause eilten, ihre Brettspiele, Karten und Würfeln u.a. herbeischleppten, auf dem Stephansfreithofe daraus einen Scheiterhaufen errichteten und ihn entzündeten. Der Maler und Holzschneider Hanns Schäufolein ( geb. 1496, gest. 1539 ) hat eine solche Verbrennung in einem seiner Holzschnitte festgehalten, deren Kopie in Abb. 51 wiedergegeben ist. Ueber Kartenspiele im Mittelalter siehe auch Band I,



S. 904 und 905. den neuen Krufften 1792. Sie ist so benannt nach An das Wirken Capistrans während seines Wiener Aufenthaltes knüpfen sich manche Erzählungen und Legenden ( vgl. Band I, S. 371 und 838 ). erzählte man sich, daß um 1830 ein Jude nach Dieser seltsame Glaubensheld starb am 23. Oktober 1456 im 70. Lebensjahre im Franziskanerkloster zu Ujlak ( Ungarn ), wo Witterung zu leiden hatte, nicht zu verkaufen er auch begraben



wurde. In späterer Zeit entfernten die Türken die Gebeine ihres ehemals gefürchteten Feindes mit Gewalt aus der Klostergruft und warfen sie in den dicht neben der Kirche stehenden Brunnen, aus dem sie dann griechische Mönche hervorholten

und mit sich nahmen. Nun birgt die Pfarrkirche Peterwardeins das Grabmal Capistrans. 1690 wurde er vom Papst Alexander VIII. zum Kirchenheiligen erhoben.

Der Capistrankanzel gegenüber war einst auf einem kleinen Hügel ebenfalls eine Kanzel, auf welcher man in den Zeiten, da sich das Luthertum in Oesterreich ausbreitete, Controverspredigten hielt. an Platz fand ( Fietze, Abb. 430 ).

Neben der Kanzel erhebt sich eine kleine offene Halle in schlichten klassizierenden Formen mit der Ueberschrift: "Cru-

ße in die Katakomben war mit höheren Gebahren belastet, während

cifix Cappel zu den neuen Krufften 1752." Sie ist so benannt nach einem ehemals hier angebrachtem Kruzifix aus Lindenholz von sehr großem Kunstwert, das aus der Zeit Dürers stammte. Von diesem Kunstwerke erzählte man sich, daß um 1830 ein Jude nachgefragt haben soll, ob das in Holz geschnitzte Original, das unter dem Eingange stand und sehr stark unter den Unbilden der Witterung zu leiden hatte, nicht zu verkaufen wäre. Er soll nach anfänglich geringeren Angeboten schließlich bis auf die Summe von 20.000 Gulden gestiegen sein, da er Gelegenheit hatte, es in England an einen Sammler von Altertümern um einen noch höheren Preis zu verkaufen. Da man nun dem Juden nicht recht traute, denn doch aber auf den hohen Wert des Kruzifixes nun aufmerksam gemacht worden war, beschloß der hievon benachrichtigte Erzbischof Milde es in Zink abformen und das Original an eine gesicherte Stelle bringen zu lassen. Der eigentliche Sachverhalt ist allerdings anders: Professor Kupelwieder erkannte den Wert jenes vom Alter ganz schwarz gewordenen Kruzifixes und machte 1844 den Erzbischof darauf aufmerksam, daß es erhalten zu werden verdiente. Darauf hin wurde es von dem Bildhauer Johann Schrott gereinigt und eine Hohlform davon gegossen, nach welcher Mohrenberg 1844 jenen Zinkguß machte, der nunmehr mit Holzfarbe angestrichen, in dem Eingange zur neuen Gruft aufgestellt ist. Auch in den Sälen der kais. Akademie befindet sich ein Gipsabguß dieses merkwürdigen, naturwahren Kreuzbildes.

Das Original wurde in die Katharinenkapelle übertragen, wo es fast unbeachtet bis zum Jahre 1923 blieb; dann kam es in den Mittelchor, wo es über dem großen Abschlußgitter hängend, endlich einen würdigen Platz fand ( Tietze, Abb. 430 ).

Die Einsegnung der Leichen in der Kruzifixkapelle sowie auch das darauf folgende Hinabtragen des Sarges über die Stiege in die Katakomben war mit höheren Gebühren belastet, während

sonst der Sarg durch die Sargrutsche hinabgelassen wurde. "Unbemittelte Noblesse" wurde nach Standesgebühr, "aber mit geringeren Spesen und Distinktion gemeiner Leuthe" beigesetzt!

Vor der Kruzifixkapelle, die 1752 mit einem Kostenaufwand von über 12.000 Gulden erbaut worden war, wurde am 6. Dezember 1791 auch die Leiche Mozarts eingesegnet, die jedoch nicht hier, sondern in einem Massengrabe auf dem Friedhof zu St. Marx ihre Beisetzung fand. Eine in die Mauer eingelassene Gedenktafel erinnert an diese Einsegnung.

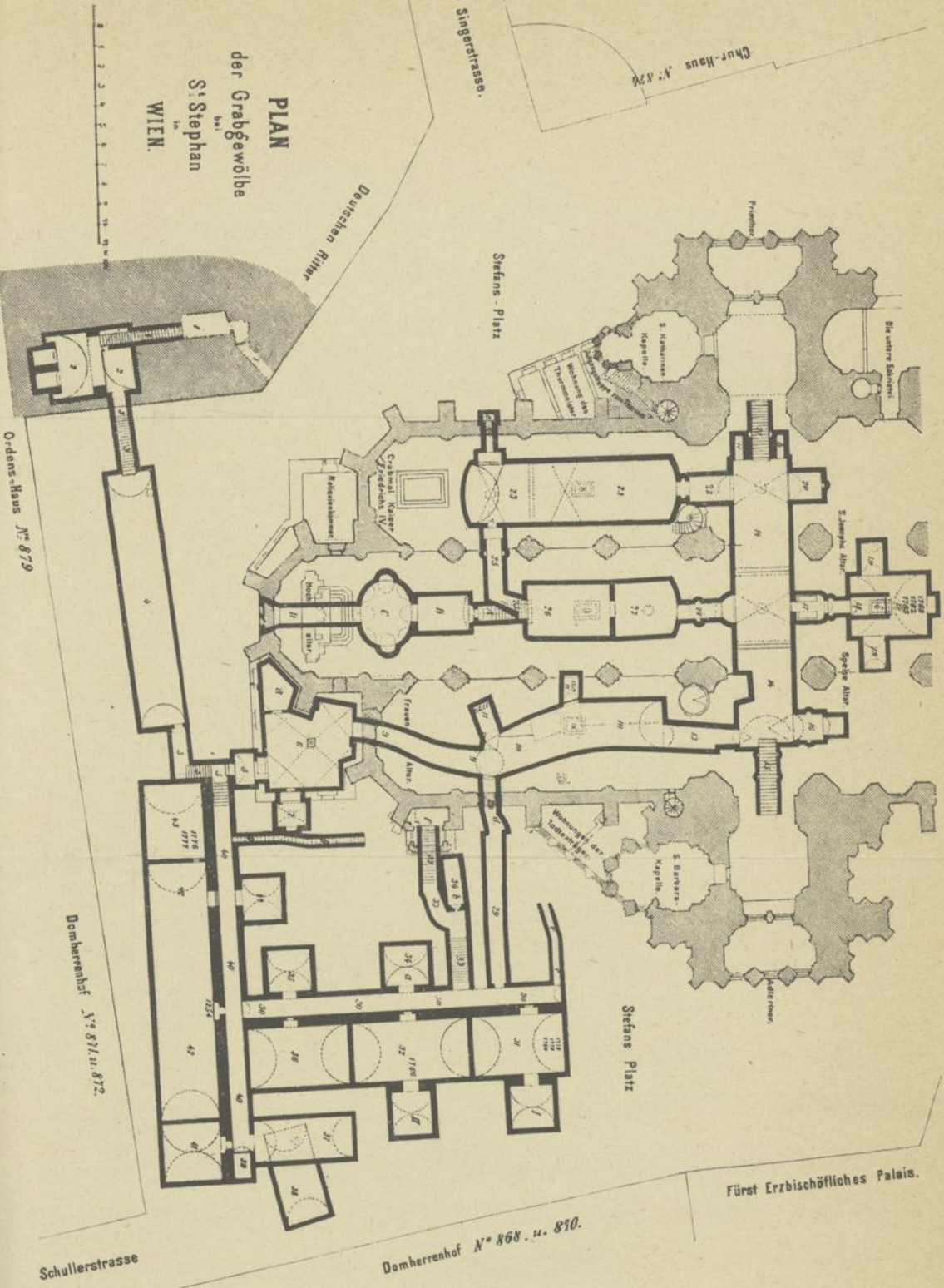
Der Auszug des auf Mozart bezüglichen Sterbeprotokolls lautet: "den 6. Dezember 1791. Der Titl. Herr Wolfgang Amadeus Mozart, k.k. Kapellmeister und Kammer Compositeur, in der Kaunsteingasse im kleinen Kaiserhaus Nr. 970, ( Anmerkung: heute Nr. 8 ) an hietzigen Frieselfieber beschaut, alt 36 Jahr. Im Freydhof a.St. Marx, III. Classe in der Pfarre bei St. Stephan bezahlt 8 fl 56 kr. Wagen 3 fl."

An der rechten Seite der Halle, die den Eingang in die Katakomben überwölbt, ist ein kleines Weihbecken in Gestalt eines Totenkopfes angebracht.

Die Katakomben erstrecken sich der Hauptsache nach unter dem Presbyterium und dem Querschiff des Domes, sowie unterhalb des nordöstlich gelegenen Teiles des Domplatzes ( Abb. 52 ). Auffallender Weise fehlen sie unter dem Langhause. Comesina ( gest. 1881 ) vermutet, daß dies daraus zu erklären sei, daß die dort befindlichen Fundamente der alten romanischen Kirche den Grabungen Schwierigkeiten bereiteten.

Die Fabel von der abnormen Ausdehnung der unterirdischen Gänge sowie ihrer durch mehrere Stockwerke reichenden Tiefe ist vollkommen unbegründet, wenn dies auch der Katakombenführer wenigstens hinsichtlich ihrer Ausdehnung mit tieferster Ueberzeugung behauptet und sie einerseits bis unter die Oper und andererseits bis gegen das Schottentor reichen läßt. So ver-

**PLAN**  
der Grabgewölbe  
des  
**St. Stephan**  
in  
**WIEN.**



N° 867.

Abb. 52

nahm es mein Ohr wenigstens gelegentlich einer Führung, der ich mich als völlig Unbekannter angeschlossen hatte. Die Katakomben bleiben auch dann noch genügend interessant, wenn sich die Führer an die nackte Wahrheit halten und auf Uebertreibungen verzichten.

Die Katakomben von St. Stephan haben ihren Ursprung in den 1486 vom Domkapitel angekauften Kellereien des Deutschen Ordens und dienten ursprünglich dazu, um die zeitweilig am Stephansfreithof ausgegrabenen Gebeine und Leichenreste beizusetzen, die in dem Karner des Magdalenenkirchleins ( s.S.356 ) keinen Platz mehr fanden. Allmählich mußten sie vergrößert werden, doch ist nicht bekannt, aus welchem Anlasse sie zur direkten Beisetzung verwendet wurden. Auch wann dies erstmals geschah, wissen wir nicht, denn die Totenprotokolle von St. Stephan, die seit dem Jahre 1523 geführt wurden, waren nur einfache Rechnungsbücher ohne nähere Bezeichnung der Grabstätte. Die erste erwähnte Beisetzung bei St. Stephan "in Krufften" fand am 31. Oktober 1720 statt und betraf Andre Weber, Kanonikus bei St. Stephan. Mit ihm beginnen die regelmäßigen Begräbnisse in der Gruft ( den Katakomben ), wo bis 1745 1237 Leichen beigelegt wurden.

Mit der Auflassung des alten Friedhofes und der Anlage eines neuen außerhalb der damaligen Stadt im Jahre 1732 ( s. S.357 ) hängt der Plan der Errichtung eines neuen unterirdischen Friedhofes mit Erdgräbern und Grüften zusammen, den der Kirchenmeister Claudius Jenamy 1743 vorlegte. Der Plan wurde zwar nicht genehmigt, aber der Bau "neuer Cruufften bei der Statua St. Johannis Capistrani" am 23. Mai 1745 gestattet. Von 1745 bis 1783 wurden dort 10.893 Leichen beigelegt.

Die endgültige Schließung der Katakomben erfolgte durch Hofdekret vom 11. Dezember 1783; doch blieben sie dem Besuche zugänglich und machten durch die vielen offenen oder in halb-

vermoderten Holzsärgen herumliegenden Leichen einen grauenhaften Eindruck. Die zwei bekanntesten Schilderungen sind die von Mrs. Trollope von 1836 im 41. Briefe ihres Buches "Wien und die Oesterreicher" und von Adalbert Stifter von 1841 in seinen "Bildern aus Wien".

In der ersten ergeht sich die englische Reiseschriftstellerin in prickelnden und schauerlichen Details, die allenthalben Entsetzen und Grauen auslösten und in Hofkreisen und bei den kirchlichen Würdenträgern sehr unangenehm berührten, was eine zeitweilige Sperre der Katakomben zur Folge hatte.

Kardinal Rauscher plante eine würdige Ausstattung der Räume und verfügte auch ein Besuchsverbot, das aber niemals streng eingehalten wurde. Noch im Ausstellungsjahr 1873 waren die Katakomben ein kräftiger Anziehungspunkt für Fremde, trotzdem man in der Zeit vom 6. Juni bis 26. Juli dieses Jahres eine teilweise Räumung der Anlage vorgenommen hatte.

Mit Vollendung der Hochquellenleitung am 24. Oktober 1873 und der Außergebrauchsetzung der Hausbrunnen stieg der Grundwasserspiegel, so daß die einst so trockenen Gräfte nunmehr einen ziemlichen Feuchtigkeitsgrad aufwiesen. Dadurch wurde der in den Katakomben herrschende Zustand unhaltbar, da die bisher größtenteils mumifizierten Leichen nun rasch zu modern begannen. Dieser Umstand, sowie Gründe der Pietät nötigten zur raschen Räumung. Die vorhandenen Särge wurden in Seitenkrypten, die Gebeine in tiefe Gruben gebettet. Bei dieser Gelegenheit konnte auch der Beweis erbracht werden, daß die Katakomben tatsächlich keine weitere Ausdehnung nach unten haben, da man in einer Tiefe von etw einem halben Meter auf die Sohle der Gruftmauern stieß. Die so mit den gesammelten Leichenresten angefüllten Gewölbe wurden vermauert. Heute sind die noch zugänglichen Räume vom Hauch des Schauerlichen völlig entkleidet und unterscheiden sich kaum von andern un-

terirdischen Gängen und Räumlichkeiten, nur zum Teile noch an alte Begräbnisstätten gemahnend. ~~Trotzdem scheint es unfaß-~~  
 bar. Abb. 53 zeigt eine gut gewölbte und geräumige Halle unter dem Querschiff des Domes, deren Stiege aufwärts in den Dom führt, wo der unausgebaute Turm beginnt. Auf dem Wege ~~für~~ von dem für die Besucher bestimmten Abstieg bei der Kreuzifikapelle bis zur Herzogsgruft ( s.S.<sup>259</sup> ), der unter Fackelbeleuchtung und Führung des Katakombenführers zurückgelegt wird, fallen zwei Kupfersärge auf, die an einer Kreuzung der mehrfach verzweigten unterirdischen Gänge stehen ( Zurückbleiben ist also nicht angezeigt und gefährlich ). Es sind die Särge des Bischofs Sinelli, gest. 1685 ( s.S.<sup>506</sup> ) und des Grafen Johann Andreas Joanelli ( s.S.<sup>242</sup> ), die ursprünglich in der Kirche beigelegt waren. Wahrscheinlich anlässlich der Neupflasterung des Frauenchors im Jahre 1810, da man viele Särge und Gebeine ausgrub, wurden diese beiden Särge mit vielen anderen in die Katakomben geschafft. ~~Katakombenführer auch heute noch ein~~  
 Im Volke ist noch heute die Meinung verbreitet, daß zur Zeit der großen Pestepidemien die Katakomben auch zur Aufnahme



Abb. 53

Querschiffhalle gegen den unausgebauten Turm, hin.

von Pestleichen dienten. Der für Ueberlieferungen sehr empfängliche Moritz Bermann, der als Jude sich berufen fühlte, ein Buch, betitelt "der Wiener Stephansdom" zu schreiben ( erschienen 1879 ), erzählt darin von einer Pest-

grube, in die man 1679 die frischen Pestleichen hineinwarf. Er mag sich dabei auf die Angaben des ob seiner aufopfernden Tätigkeit im Jahre 1679 hochverdienten Arzt Paul de Sorbait ( s. 1. Band, S.<sup>399</sup> und 3. Band, S.<sup>302</sup> ) gestützt haben, der

unter den damals belegten Pestgruben auch eine am Stephansfreithof mit 353 Leichen aufzählt. Trotzdem scheint es unfassbar, daß man hier im Herzen der Stadt eine solche, allen sanitären Grundsätzen zuwiderlaufende Bestattung geduldet haben soll. Rang und Namen angeführt.

Wien wurde ja häufig genug von der Beulen- oder Lungenpest heimgesucht. Die verheerendsten Seuchenjahre waren 1348, 1679 (Gelübde Leopolds I. für das Erlöschen der Seuche: Erbauung der Pest- oder Dreifaltigkeitssäule am Graben) und 1713 (Gelübde Karls VI. für die Erbauung der Karlskirche; geweiht dem Pestheiligen Karl Borromäus, gest. als Erzbischof von Mailand 1584). Nach den Angaben alter Chronisten wären schon 1348 bei St. Stephan allein 15.000 Leichen bestattet worden. Die Unmöglichkeit der Massenbeisetzung auf so kleinem Raume erschüttert schon stark die Glaubwürdigkeit solcher unüberprüfbarer Angaben. Man kann wieder ins Freie, bemerken wir an einigen

Stellen. Immerhin wird vom Katakombenführer auch heute noch ein kistenähnlicher Metallsarg gezeigt, der zwei Kinderleichen enthält, die der Pest von 1679 zum Opfer gefallen sein sollen. Es soll sich hier um die Kinder eines brasilianischen Ehepaares handeln, das damals vorübergehend in Wien weilte und hier von der Seuche überrascht worden war. In der Absicht, die Kinderleichen in die Heimat mitzunehmen, wurden diese in die Metallkiste gebettet, die mit zwei starken Vorhängeschlössern verschlossen ist. Aus irgend einem Grunde kam es nicht zur Überführung, möglicherweise deshalb, weil vom Heimatstaat die Einfuhr der Pestleichen nicht bewilligt worden sein mochte. So die Erzählung des Katakombenführers; auf einen Beleg hierüber bin ich bisher nirgends gestoßen.

Nur über die Katakomben sind übrigens mancherlei Geschichten und Legenden in Umlauf. Das Büchlein "die Katakomben bei St.

lies, das "Jüngste Gericht" darstellend (Abb. 54); das eine



Stephan", erschienen 1924, von Dr. Leopold Senfelder, gibt hierüber interessanten Aufschluß. Im Anhang dieses Büchleins "St. Stephan ein vaterländisches Mausoleum" ist auch eine stattliche Fülle ( rund 550 ) der unter der Kirche Beigesetzten von Rang und Namen angeführt.

Wir wissen demnach wohl, daß irgendwo in dem Massengrabe unter dem Kirchenpflaster die Gebeine des genialen Baukünstlers Fischer Von Erlach ( gest. 1723 ), des berühmten Johann Lukas von Hildebrand ( gest. 1745 ) und noch so mancher anderer gottbegnadeter, durch Kunst oder Wissenschaft ausgezeichneten Männer, geistlicher und weltlicher Würdenträger, ruhen; mehr ist uns unbekannt. Kein Denkstein bezeichnet den Platz und man kann dieser Zeit den Vorwurf nicht ersparen, daß ihr selbst gegen berühmte Tote die schuldige Ehrfurcht mangelte.

Treten wir aus den nur von Fackellicht des Führers erleuchteten Räumen wieder ins Freie, bemerken wir an einigen Stellen der Kirchenmauer hohe Kamine, die der Ventilation der alten Katakomben dienen.

An dem die Kruzifixkapelle rechts begrenzenden Strebe-  
pfeiler ist das Grabmal des Kasimir von Seckendorf, Ritters  
von Kirchspurg ( gest. 1542 ) angebracht. Es besteht aus einer  
Bronzeplatte mit je einem Wappenschild in den vier Ecken.  
Über der Inschrifttafel zeigt ein Relief ein kleines  
Kruzifix mit den größeren Gestalten eines knienden Ritters  
und seiner Gattin, dahinter ganz klein vier männliche und zwei  
weibliche Kinder.

Das darüber befindliche Grabmal des Hofkassiers Matthias  
Hueber ( gest. 1643 ) besteht aus einer rötlichen Marmorplatte  
in grauer Steinrahmung, die fast gänzlich zerstört ist und  
nur noch undeutlich kniende Stiftergestalten erkennen läßt.

Das anschließende Wandfeld schmückt ein großes Steinre-  
lief, das "Jüngste Gericht" darstellend ( Abb. 54 ), das eine

sehr bedeutende heimische Arbeit repräsentiert, in dem gegenwärtigen Zustande aber zum weitaus größten Teile nur eine moderne Kopie ist, da 1908 die schwer beschädigten Hauptfiguren



Abb. 54

Jüngstes Gericht am Nordchor, um 1530

Phot. Meiffenstein

dieser Darstellung durch Kopien ersetzt werden mußten, während die Originale an das Museum der Stadt Wien kamen.

Aus grauem Sandstein, zeigt das Relief oben in der Mitte "Christus in der Mandorla thronend", und erinnert daher stark an die Heilandsfigur über dem Westportal, von der es auch beeinflußt zu sein scheint.

In der darunter befindlichen Reihe gewahrt man links Maria, rechts Johannes den Täufer, in der untersten Reihe links schließlich eine Anzahl Aufstehender, rechts den Stifter und die Stifterin in betender Stellung. An der Rahmung fallen drei Steinmetzzeichen auf.

Die Verwandtschaft dieses wichtigen Renaissancewerkes mit andern einheimischen Erzeugnissen aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts lassen die Entstehungszeit dieses Denkmals um 1530 wahrscheinlich erscheinen.

An der Seitenwand des anstoßenden Strebepfeilers ist das Grabmal der Barbara Wellings (gest. 1519) in die Mauer eingefügt, das ihr Gemahl, Nikolaus Wellings (Wellinger), Bürgermeister zu Krems und Stein setzen ließ. Das vertiefte Feld der roten Marmorplatte zeigt ein großes Wappenrelief.

S.125 Die Familie heißt W e l l i n g, nicht Wellings (das S ist Genitivendung des Grabsteintextes). Außerdem war Barbara Welling die Gattin des Dr. J o s (nicht Jobst, auch nicht Niklas, wie Sie schreiben) Welling, der als kaiserlicher Rat in Diensten Maximilians des Ersten stand. Der von Ihnen als Barbaras Gatte angeführte Nikolaus Welling, Bürgermeister von Krems und Stein, nennt sich auf der oberen Inschrift des Grabsteins (in der Attika, Zusatz von 1567) richtig einen Vetter (=Neffen) des Jos und der Barbara. Die Familie heißt mit ihrem vollen Namen Welling von Vöhingen und ist die reichste der Stuttgarter "Ehrbaren Familien" (=Ratsfamilien) des 15. Jahrhunderts. Die Stammtafel Welling, die sich in unserem Familienbesitz befindet, gibt hinsichtlich dieser Wiener Linie folgende Auskunft:

Hans Welling von Vöhingen geb.um 1430  
 Bürgermeister zu Stuttgart  
 ♂ Agnes von Dagersheim, Enkelin des  
 Grafen Eberhard von Württemberg

mehrere Söhne,  
 darunter:

Nikolaus Welling von Vöhingen geb.um 1455  
 Ratsherr in der Reichsstadt Schwäbisch-Hall

Dr. Jos Welling von Vöhingen geb.um 1480  
 (Jos/Jodocus ist ein beliebter  
 Vorname in Schwäbisch Hall)  
 Rat Kaiser Maximilians zu Wien  
 ♂ Barbara NN, † Wien 1519

Sohn  
 (Hans)  
 geb.um  
 1490

Nikolaus Welling von Vöhingen  
 Bürgermeister zu Krems  
 geb. um 1520, + nach 1568

Damit stimmt ja auch die Grabschrift, die Barbara ausdrücklich als Gattin des Jos nennt, während Nikolaus 1567 dieses Ehepaar als seine Vettern bezeichnet, was im alten Sprachgebrauch (=Oheim) genau zu den überlieferten Stammtafeln paßt. Die Familie erlangte im 16. Jhdt. den Freiherrnstand, ist in einer Linie im 18. Jhdt. erloschen, die zweite schwäbische Linie blühte bis ins 19., eine angebliche gräfliche im Baltikum bis ins 18. Jahrhundert. Töchternachkommen (Familie Krafft

Krafft von Dellmensingen in Ulm und Botsch von Zwingenberg in Tirol bzw. deren Nachkommen) blühen bis heute.

(Mitteilung von Dr. Johann Martin Becker - Harff).

Die Einrahmung mit dem Aufsatz stammt laut Aufschrift von einer Renovierung des Jahres 1567 und wurde dem Andenken des Dr. Jobsten, dem Vetter des Vorgenannten errichtet. 1909 wurde das Grabmal restauriert.

Es folgt nun der 1483 entstandene, durch Säulen und einen Kreuzrosenaufsatz gekennzeichnete Anbau, in dem einst der Totengräber vom Stephansfreithof wohnte. Später war dort durch lange Zeit ein Blumengeschäft untergebracht. Gegenwärtig steht der Raum als Magazin in Verwendung.

Gewaltig erheben sich nun die Quadermassen des unausgebauten Turmes ( Abb. 55 ), aus dem östlich der Chorschluß

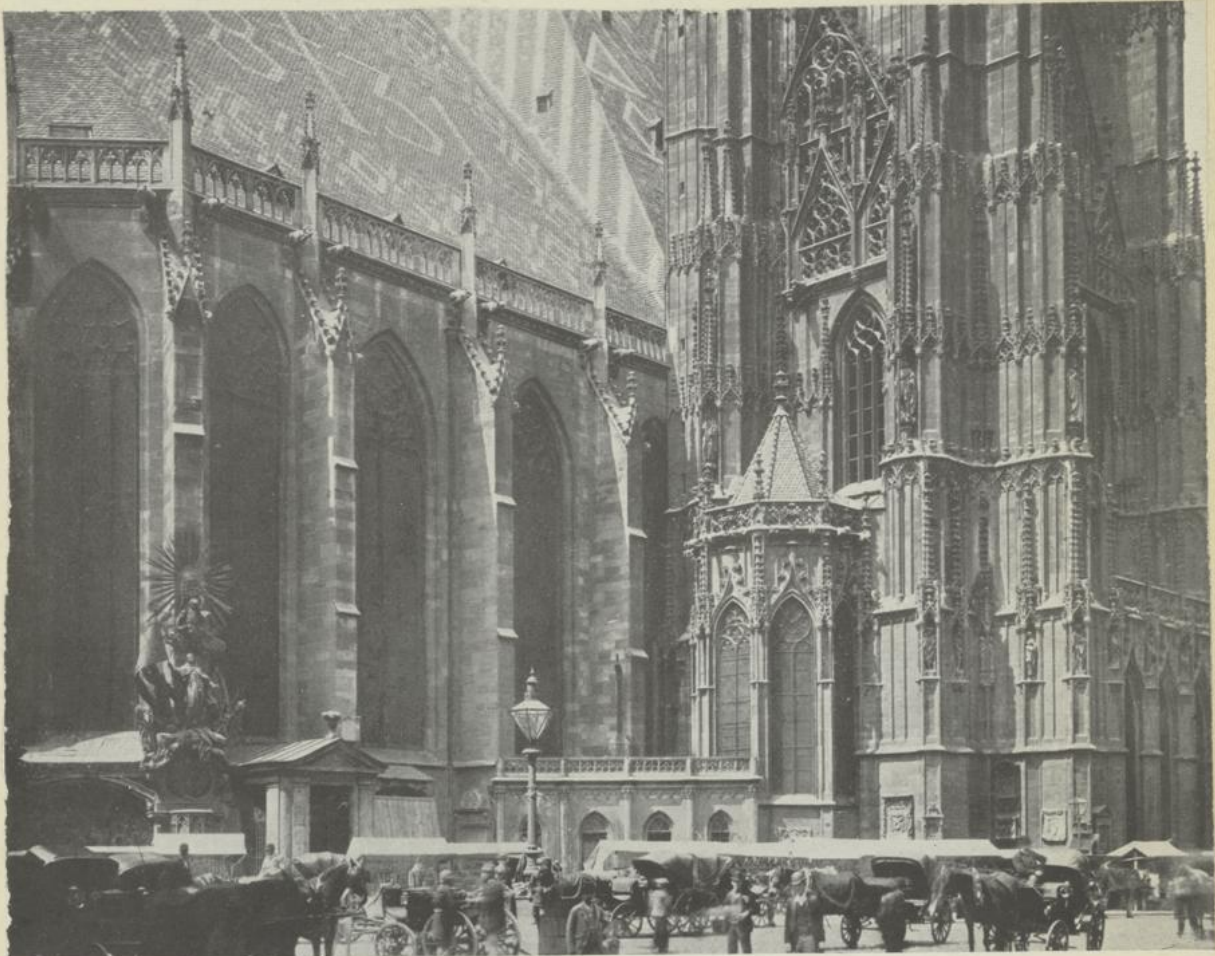


Abb. 15 ( ~~55~~ )

Die Nordwand des Chores und der unausgebaute Turm mit dem Chor der Barbarakapelle, 1476 geweiht. Links Kapistranzel (1738)

Phot. Österr. Lichtbildstelle

der Barbarakapelle herausragt. Rechts davon ist das interessante Grabmal des Erzhumanisten Protucius Celtes ( Abb. 56 ) angebracht. Das Relief zeigt das Porträt des Gelehrten, zu beiden Seiten die Bücher der Weisheit, in den beiden obern

Ecken der Relieftafel die Früchte, die er geerntet.

Die Anordnung und Beschriftung des Denkmals lehnt sich an das des Humanisten Pomponius Laetus in Rom an, dessen Schüler



Abb. 56

Archivbild

Celtes dortselbst gewesen war. Das Kreuzsymbol in der Mitte des Steines mit den Buchstaben V I V O in den vier Feldern, von einem Lorbeerkranz umrahmt, ist von besonderer Bedeutung. Denkmäler mit gleichem Symbol existieren nur wenige. Es birgt das Mysterium einer geheimen Gelehrten-gesellschaft aus der Renaissancezeit, die sich rö-

mische Akademie nannte und mit der Celtes in reger Verbindung stand. Unter Papst Paul II. direkt verfolgt, wurde die römische Akademie unter dessen Nachfolger auf dem päpstlichen Throne, Sixtus, sogar begünstigt, so daß vielfach katholische Priester, ja selbst Bischöfe, Mitglieder der Akademie wurden.

Das Symbol der Akademie enthält das Glaubensbekenntnis dieses Gelehrtenvereines, dessen Oberhaupt eben Laetus war.

Die vier Buchstaben V I V O bedeuten nichts anderes als "ich lebe!", dem Sinne nach also "obgleich ich tot bin, lebe ich doch!" Denn die Lehre der Unsterblichkeit war einer der geheiligsten Glaubenssätze der Akademie, der in diesem Symbol beredten Ausdruck finden sollte.

Nicht minder interessant ist die Weiheformel "DEO. OP. MAX" auf dem Gesims des Denkmals. Der Brauch von Weiheformeln überhaupt hat seinen Ursprung in der Antike. Sie wurden damals den "verklärten Geistern der Abgeschiedenen" gewidmet, während das spätere Christentum dieselben Gott weihte. So lautet die Weiheformel auf dem Grabmal des Celtes in deutscher Übersetzung: "dem allmächtigen Gotte!"

Im Stephansdom trägt noch ein zweites Denkmal die gleiche Weiheformel; es ist jenes des 1541 verstorbenen Bischofs Faber

( s.S. <sup>226</sup>... ).

Schon die erwähnten Merkmale des Celtesgrabes weisen darauf hin , daß es sich hier um eine ganz bedeutende Persönlichkeit handelt. Celtes hieß mit seinem bürgerlichen Namen Konrad Pickel. Nicht weil dieser ihm nicht schön genug schien, sondern weil es der Brauch der damaligen Zeit forderte, die deutschen Namen zu latinisieren, so tat auch er dies und wurde unter dem Namen Celtes weltberühmt als Erzhumanist seiner Zeit. Er war als armer Weinbauerssohn aus Franken am Main 1459 geboren worden und sollte seinem Vater im Besitze folgen. Von Wissensdurst getrieben, floh er auf einem Floße, das Holz in die Niederlande brachte, nach Köln, um dort und später in Heidelberg unter den größten Entbehrungen durch eifrige Studien den Grund zu seiner umfassenden Gelehrsamkeit zu legen. Durch weite Reisen erweiterte er seine Kenntnisse und Weltgewandtheit, so daß er schließlich als einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit galt. Maximilian hatte den Erzhumanisten nach Wien berufen und dadurch viele andere Geister angezogen. Schon früher war er durch Maximilians Vater, Kaiser Friedrich III., 1487 als erster Deutscher in Nürnberg zum deutschen Dichter gekrönt worden. Der Kaiser gab ihm dazu auch den Doktorhut nebst Lorbeerkranz und einen Kuß auf die Wange. Wien bewahrt noch in Erinnerung daran die berühmte hölzerne Kiste, die sogenannte *C e l t e s C i s t u l a*, die einen Schatz der Wiener Universität bildet. In ihrer Grundform stellt sie einen einfachen Würfel von je 31 cm Länge dar. Sie ist mit schönen Temperafarbenbildern, Wappen und Allegoriengeschmückt und nach Dürerschen Zeichnungen ausgeführt. Auf dem Beckel ist in einem weissen Schilde das schon erwähnte Heilszeichen, das griechische Kreuz mit dem Worte *V I V O* eingezeichnet. Vermutlich pflegte Celtes schon bei Lebzeiten dieses Symbol zu tragen, und damit auch seine Handschriften zu versehen, wie es in da-

maligen Zeiten üblich war.

In der Cista, die heute leer ist, wurden einst die nun verschwundenen Insignien der Dichterkrönung: Kranz, Zepter, Ring und Hut aufbewahrt, die wohl bei allen Dichterkrönungen in Wien verwendet worden waren ( Abb. 57 ).

Hier faßte Celtes bereits 1490 festen Fuß und gewann nicht nur viele Freunde, sondern auch einen großen Schüler-



Insignien der Wiener gekrönten Dichter: Szepter, Kranz, Hut, Ring, „Sigill des Kollegiums der Wiener Poeten“.  
Abb. 57  
Alter Holzschnitt.

kreis; bald war er der Mittelpunkt der Wiener schönen Geister. Er trug hier Weltgeschichte vor und führte neben seinem Lehramt die Aufsicht über die im Bau befindliche kaiserliche Bibliothek. Dem reiht sich sein Wirken als Dichter würdig an. Sein Bestspiel "Diana" wurde 1501

vor dem Kaiser in Linz aufgeführt und er selbst spielte mit. Von einem anderen Drama, "Rhapsodie vom Sieg und Ruhm Maximilians über die Böhmen", das 1504 von den Schülern des Universitätsgymnasiums zu Wien aufgeführt wurde, ist der Theaterzettel, der älteste von Wien, noch erhalten.

Seine lateinischen Gedichte, die sich zum Teil auf Wiener Verhältnisse beziehen, waren schon 1494 erschienen. Trotz seines Lateins blieb aber Celtes ein guter Deutscher. Nicht nur für die Antike hatte er Sinn, sondern auch für das deutsche Mittelalter. Er hat die Dramen der altdeutschen Dichterin Roswitha (Hroswitha) entdeckt und veröffentlicht. Er begann auch ein Epos, die "Theodoriceis", dessen Held der Gotenkönig Theodorich der Große war. Auch die berühmte Straßenkarte des römischen Reiches, die nach seinem Freunde "Tabula Peutingeriana" genannt ist, hat er entdeckt und richtig gewertet. Sie wird jetzt noch in Wien aufbewahrt.

Schon 1497 gründete er die ebenso berühmte "Sodalitas

"Danubia", die Donaugesellschaft, eine freie Vereinigung Gleichstrebender, als Kampfbund gegen die immer noch nicht restlos aus den Hörsälen der Universität vertriebenen Scholastik, und 1502 schuf er das "Collegium poetae et mathematicorum", um eine Arbeitsgemeinschaft von Lehrenden und Lernenden zur Vertiefung gewonnener wissenschaftlicher Erkenntnis, in beiden Gesellschaften der führende Kopf und der tragende Mann. Hier hoffte er die reiche Saat, die er in seinen Vorlesungen über Natur- und Erdkunde, über Geschichte und Beredsamkeit, über antike Schriftsteller und Kunstlehre der Dichtung streute, zur vollen Reife zu bringen. Daß Wien damals der Mittelpunkt des Reiches war, dankt die Stadt zwar nicht ausschließlich, aber doch vornehmlich ihm, der "der erste und größte deutsche Dichter war zwischen seinen beiden Stammesgenossen Wolfram von Eschenbach und Johann Wolfgang von Goethe".

Die Wiener Universität verdankte dem reformatorischen Wirken dieses Mannes einen solchen Aufschwung, daß sie zu jener Zeit ihrer berühmtesten Nebenbuhlerin, der Pariser Sorbonne, den Rang streitig machen konnte. Als Celtes 1508 starb, bereitete sie ihm eine großartige Leichenfeier. Cuspinian (s.S. 207), sein bedeutendster Mitarbeiter, der auch sein geistiges Erbe antrat und das Werk im Sinne des Meisters fortführte, hielt dabei die Leichenrede.

So erfolgreich das Leben des gelehrten Dichters in beruflicher Hinsicht war, so wenig glücklich war Celtes in seinem Privatleben. Seinen Elegien ist zu entnehmen, daß er von den Frauen, denen er seine Zuneigung geschenkt hatte, stets getäuscht worden war, was ihm den Beinamen eines "Märtyrers der Liebe" eintrug.

Die von ihm gegründete und von Kaiser Maximilian eifrig geförderte Donaugesellschaft, welche die größten Gei-



ster der damaligen Zeit in sich vereinigte und eine Art Vorläuferin der heutigen Akademie der Wissenschaften war, ging bald nach seinem Tode wieder ein.

Der Celtes' Grabstein gehört der Gruppe der Wiener Renaissancegrabmäler an, die es an Strenge der klassifizierenden Gesinnung übertrifft (Tietze).

Um diesen Grabstein vor dem Verfall zu retten, wurde er 1881 auf Kosten des Wiener Altertumsvereines wieder hergestellt. Dennoch konnte schließlich sein Bestand nicht erhalten werden, da sich das Material in völliger Auflösung befand. So blieb 1913 keine andere Möglichkeit übrig als die Herstellung einer Kopie, die an Stelle des Originals zur Aufstellung gelangte.

Nun folgen an der Außenmauer des Adlerturmes bis zum Eingang in die Vorhalle, dem sogenannten Adlertor, noch einige in das Mauerwerk eingefügte Grabsteine, als erster an der nordöstlichen Abschrägung des anschließenden Strebepfeilers jener des Lorenz Zimmermann, Dr. der Rechte (gest. 1574) und von dessen Gattin Anna. Das Hauptfeld wird durch zwei Reliefs ausgefüllt. Das untere zeigt Mann und Frau im Gebete kniend, beide mit ihrem Wappen: das des Mannes zeigt einen Schrägbalken, das der Frau ein Kamel. Das obere Relief stellt Christus dar, über den Tod triumphierend.

An der Nordseite der Barbarakapelle ist ein Grabstein dem Paulus Haller von Hallerstein (gest. 1536) gewidmet. Die Platte ist mit einem großen Wappenrelief geschmückt.

Daneben hat der Buchführer Johann Metzker (gest. 1546) sein Grabmal. Zu unterst des vertikalen Hauptfeldes sind drei Wappen angebracht. Die Reliefdarstellung darüber zeigt eine Frau im Gebete vor dem Kreuzifix.

Als nächstes folgt ein stark schadhafte Wandgrab aus grauem Sandstein. Im Hauptfeld die heil. Katharina, neben

ihr ein kniender Stifter in geistlichem Gewande, den ein Apostel ( Paulus ) folgt. Paul .... ( der Zuname ist nicht genannt ), um 1520.

Darüber ist das Grabmal des Buchführers Paul Strasser und dessen Gattin ( 1556 ), das im Mittelfeld inmitten einer Landschaft den gekreuzigten Erlöser mit zwei männlichen und zwei weiblichen Stiftern zeigt. In der nach Osten gerichteten Fläche daneben gewahrt man eine graue Steinplatte, deren Relief bis auf die Umrisse vernichtet ist. Um 1520. An der nun folgenden Abschrägung des gleichen Pfeilers ist eine seitlich abgebrochene Grabtafel angebracht, die sich auf Gabriel Kremmer ( 1566 ) bezieht, der Rechtsgelehrter war. Das nächste Wandgrab an der Verstärkung des Turmpfeilers neben dem Eingang zur Vorhalle, das aus rotem Marmor und grauen Stein hergestellt wurde, bezieht sich auf den kaiserlichen Rat und Einnehmer in Oesterreich und Ungarn, Wolff Kremmer, 1564 und Anna Kremmerin, geb. Schmidin, 1541, sowie Marina, geb. Langepergerin 15.. ( Datum unausgefüllt ).

Nun öffnet sich das Adlertor unterhalb des unausgebauten sogenannten **A d l e r t u r m e s** ( Abb. 9, S. 31 ). Dessen Schicksal, das den Bau in die Zeit einer andern Weltanschauung hineinwachsen ließ und das Werk damit zum vorzeitigen Abschluß brachte, wurde bereits erwähnt ( s.S. 28 ff ).

Hier soll nur noch des Mammutknochens gedacht werden, der gelegentlich der ersten Grundaushhebung zum Nordturm 1443 gefunden, dann als Schaustück am Riesentor befestigt wurde und so Anlaß gab, den Namen dieses Tores auf den Riesenknochen zurückzuführen ( s.S.45 ).

Der Brauch, derlei seltene oder merkwürdige Funde an Kirchentüren aufzuhängen, war im Mittelalter durchaus nicht vereinzelt. So geschah das auch bei St. Stephan. Das Inte-

resse an dem Knochen wäre wohl aber sehr bald erlahmt und er wäre heute sicherlich nicht mehr vorhanden, wenn ihm nicht Kaiser Friedrich III. seine besondere Beachtung geschenkt hätte. Dieser Herrscher konnte seine schon fast an das Krankhafte grenzende, spielerische Art und Gewohnheit, die mystischen und viel gedeuteten Buchstaben A.E.I.O.U. überall einzuritzen, hinzumalen und hinmalen zu lassen, wo immer sich hiefür nur eine Gelegenheit bot, auch hier nicht unterlassen. Der Riesenknochen schien ihm gerade gut und interessant genug dafür. So zeigt uns der Knochen, der heute noch in der Sammlung der Universität aufbewahrt wird, auf der einen Seite ein Schriftband mit eben diesen Buchstaben, auf der andern ( Abb.58 ) aber ein Schriftband mit der schwer lesbaren Jahreszahl 1443. Noch bis weit ins 18. Jahr-



hundert hinein soll der Knochen am Riesentor zu sehen gewesen sein.

Der Nordturm wäre kein richtiger Turm, wenn sich nicht auch um ihn manche Sage ranken würde. Am bekanntesten ist wohl die Puchsbaumsage, die mit dem Schicksal des Turmes aufs innigste verknüpft ist:

( Zur Zeit, da der berühmte Dombaumeister Hanns von Prachatitz den Hochturm fast fertiggestellt hatte, war in seiner Bauhütte unter den Gehilfen ein sehr begabter Werkmeister namens Hanns Puchsbaum beschäftigt, dessen wachsender Ruf dem Leiter des Dombaues gefährlich zu werden begann. Puchsbaum liebte die Tochter Maria seines Herrn, fand bei ihr auch Gegenliebe und hielt daher um die Hand des Mädchens an. Hanns von Prachatitz sagte sie ihm zu, jedoch nur unter der Bedingung, daß er in einer ihm gestellten kurzen Frist den zweiten Turm, eben den Adlerturm, ausbauen müsse. Das

war in der ausbedungenen Zeit eine glatte Unmöglichkeit. Da erschien ihm in seiner Ratlosigkeit ein unheimlicher Geselle, hinter dem sich niemand anderer als der Teufel verbarg und der sich verpflichtete, Puchsbaum zu seinem ersehnten Ziele zu ~~helfen~~ verhelfen, doch dürfe er niemals am Bau den Namen Gottes, der heiligen Jungfrau oder einer andern heiligen Person nennen. Sonst sei er ihm verfallen. Puchsbaum ging darauf ein und mit unglaublicher Schnelligkeit wuchs nun der Turm in die Höhe. Da sah er eines Tages vom hohen Gerüste aus seine Braut zur Kirche gehen. In jubelnder Selbstvergessenheit rief er ihren Namen. "Maria!" Damit aber hatte er sein Wort gebrochen. Hinter ihm stieg die dämonische Gestalt auf, der sein Leben nun verfallen war und die Puchsbaum ~~hin~~ in die Tiefe schleuderte. *zugrunde.*

Sollte den Stoff zu dieser Sage, die übrigens in verschiedenen Versionen erzählt wird, irgend ein Drama gegeben haben, das sich dort oben in den Lüften abgespielt haben mag, kann sich dieses doch auf keinen Fall auf die beiden Gegner bezogen haben, denn Puchsbaum überlebte seinen Vorgänger Prachatitz um viele Jahre. Er starb 1454 und setzte in seinem Testamente die Domkirche zur Haupterin seines Vermögens ein (vgl. S. 398). *Während der Restaurierung festgestellt hat,* ~~nach~~ Streitigkeiten, Heimlichkeiten und Rivalitäten unter Baumeistern und Künstlern gab es zu allen Zeiten. Wenn man in dunklen Zeiten die Lösung schwieriger Bauprobleme durch Pakte mit dem Teufel zu erklären versuchte, war es verlockend, hierfür Wandersagengut heranzuziehen, das dann der Oertlichkeit angepaßt wurde. So findet man Teufelssagen oder ähnliche Lösungen bei den meisten unausgebauten oder später vollendeten Türmen (Kölner Dom, Frankfurt, Ulm, München). Die Sagenbilder von Künstlerneid, Mißgunst und des Teufels Hilfe sind wählen, durch welche die Oberkirche gekrönt wird und man ge-

bei den meisten großen Kirchenbauten anzutreffen. In Bremen hat der Künstlerneid den Vater zum Mörder des Sohnes gemacht; beim Bau der Marienkirche in Krakau ist es der Bruder, der den Bruder aus Neid ersticht. Eifersucht hat zwei Meister angeregt, den Baumeister von St. Lorenz in Nürnberg aus dem Turmfenster schleudern zu wollen, wobei sie allerdings selbst vom Gerüst fielen. In Arnstadt in Thüringen soll ein am Turm als Zeichnung eingehauener Hund daran erinnern, daß ein solcher seinem Herrn nachsprang, als dieser von einem eiferstüchtigen Kollegen herabgestürzt wurde. Solcher Beispiele ließen sich noch vielfach fortsetzen.

Die Bauleute der Sage gehen an ihrem Ehrgeiz, an ihrem Neid und Haß, mitunter auch an der unmöglichen Verwirklichung ihrer Hoffnungen zugrunde.

Dennoch ist es nicht auszuschließen, daß der Puchsbaumsage doch ein historischer Kern zugrunde liegt. Thomas Eben-dorfer von Haselbach berichtet nämlich, daß im Jahre 1562 ein Turmknabe von dem Aufzugsrade des Nordturmes 30 Klafter tief in die Kirche herabgestürzt sei.

Der Adlerturm ist in der Anlage dem ausgebauten Turme gleich, doch ist die Fundamentierung des Nordturmes, — wie dies Schmidt anlässlich der Restaurierung festgestellt hat, — mächtiger als die des südlichen; aber es mangelt dessen organische Verbindung mit der Kirche. Chorsockel und Gesimse laufen nicht durch, der Turm ist ganz losgelöst vom übrigen Kirchenbau.

Zwei Steintreppen mit 244 Stufen, deren Aufgänge unter dem alten Orgelfuße (s. S. 228) und auf der linken Seite des Frauenchores (s. S. 239) sich befinden, führen in das Turminnere. Man kann aber auch, vom Hochturm herabkommend, über die Kirchendecke hinweg oder den Weg längs der Steingallerie wählen, durch welche die Oberkirche gekrönt wird und man ge-

erlangt dadurch schon auf die Gewölbung des Nordturmes und hat dann nur noch 130 Stufen zu steigen, bis man zu jenem Absatz kommt, wo der Weiterbau aufhörte. Im Adlerturm hängt nur eine Glocke und zwar die kleine Pummernglocke oder Halbpummerin, die im Saphoyschen Aufsatz untergebracht ist. Die erste Glocke, die hier hing, hatte Felix Fabian 1472 gegossen ( Testarello, D.V.Bl. II, 156 ). Sie war ursprünglich für den Südturm bestimmt, wurde aber erst 1479 dort aufgehängt. Mitte des 16. Jahrhunderts zersprang sie, wurde zerschlagen und stückweise vom Hochturm heruntergeworfen. 1558/59 wurde die Glocke von dem Stückgießer Urban Weiss unter einem Zusatz von 4850 Pfund Erz umgegossen und 1561 von dem Bischof von Gurk zu Ehren des heil. Johannes des Täufers geweiht, wobei Herr Georg Eder, kais. Hofrat und Herr Georg Brandstätter, der vormals Bürgermeister war, Prozeugen gewesen sind.

Bis 1579 hing sie hierauf in einem besonders gebauten Glockenstuhl auf dem Stephansfreithof und erst in letztgedanntem Jahre wurde sie durch den Baumeister Saphoy und die Schlossermeister Michael Baumgartner und Philipp Perchtold an ihre jetzige Stelle im unausgebauten Turm gebracht. Beim Kirchweihfest am 26. April 1579 wurde sie das erstemal geläutet. Ihr unterer Durchmesser beträgt <sup>259</sup>~~529~~ cm; ihr Gewicht wird von Ogesser und Tschischka übereinstimmend mit 208½ q angegeben, doch dürfte letzterer das von ersterem nur übernommen haben. Herzmanskys Angaben mit 11.649 kg haben größere Wahrscheinlichkeit für sich.

In früherer Zeit hatte die Glocke zweierlei Schwengel und zwar einen für den Sommer von 650, einen für den Winter von 450 Pfund. Die Modelle, die den Glockenleib zieren, sind nach den bezüglichen Oberkammeramtsrechnungen von Lien-

hart Woller geschnitzt worden. Die Bildnisse zeigen den ~~den~~ gekreuzigten Erlöser zwischen Maria und Johannes, den heil. Stephanus zwischen Petrus und Paulus. Ursprünglich Pummerin benannt, mußte sie diesen Namen an ihre jüngere, aber größere Schwester, die 1711 gegossenen Josefinische Glocke ( s.S. 82. ) abgeben und sich von da ab mit der bescheideneren Bezeichnung als "Halbpummerin begnügen.

Als sie 1579, eines Freitags früh, in den Turm emporgezogen wurde, soll sie nach dem Volksglauben durch ein zehnjähriges Mädchen mittelst einer Schraube ohne Ende hinauf gewunden worden sein. Indessen fand Ogesser im Stadtarchive, daß Kaspar Saphoy und die beiden früher erwähnten Schlossermeister die hiefür beauftragten Werkleute waren, ferners daß der Drechsler drei große Scheiben für die Zugseile und 10 Spindeln zu den Zügen machte und daß den drei Werkleuten für Gerüste, Zugseil und Probeseil 300 Gulden bezahlt worden seien.

Die Halbpummerin wird an Festtagen und bei großen Begräbnissen geläutet. Sie ~~läutete~~ läutete auch den Siegesjubel nach der Wiedereroberung Lembergs im Weltkriege ( 23. Juli 1915 ) ein, wobei Dompfarrer Leopold Rossmiller nebst anderen Domherren ihre Stimme löste.

Der Adlerturm ist nach oben sehr stark verwittert, da man vermutlich weicheren Stein als zum Hochturm nahm. Hunderte von Tauben nisten in allen Ecken der Giebel und anderen Zieraten; selbst die Wendeltreppe ist stellenweise ganz mit Unrat dieser Vögel bedeckt.

Am 27. Februar 1761 stürzte ein Sturmwind den Adler samt der Kugel vom Turme herab.

Bald nachdem Freiherr von Schmidt die Dombauleitung übernommen hatte, tauchte die Idee des Ausbaues des Nordturmes wieder auf und Siccardsburg ( gemeinsam mit Van der Nüll Erbauer der Staatsoper ) stellte am 23. September 1864 im Gemein-

derate auf Grund eines Schmidtschen Gutachtens einen dies-  
 bezüglichen Antrag, der aus finanziellen Gründen ( eine Milli-  
 on Gulden ) abgelehnt wurde, was aus den schon erwähnten ästhe-  
 tischen Erwägungen gewiß nicht zu bedauern ist. Wenig später,  
 im Jahre 1871, bezeichnete Schmidt den Bauzustand des Nordtur-  
 mes als trostlos. 1876 bis 79 wurde er daher gründlich restau-  
 riert. Wappenrelief in Rollwerkrahmung angebracht.

Bis dahin bot eine auf den Turmzinnen gewachsene vier Me-  
 ter hohe Birke eine besondere Merkwürdigkeit des Turmes. Sie  
 mochte ihr Dasein der Mithilfe eines Vogels oder des Windes  
 verdanken. Wahrscheinlich hatte sich in einer Steinvertiefung  
 im Laufe der Jahrhunderte soviel Humus gebildet, daß der von  
 einem Vogel hinaufgetragene Same im fruchtbaren Boden aufging.  
 Im Jahre 1877 machten sich bei dem Umstande, als der Baum in  
 dem engen Raume, der ihm zugewiesen war, mächtige Wurzeln trieb,  
 Bedenken geltend, es könnte das Bauwerk hiedurch beschädigt  
 werden. Die Birke wurde daher ausgehoben und in den Mathaus-  
 park verpflanzt, wo sie aber in dem für sie ungewohnten fetten  
 Erdreiche einging und verdorrte. Der Baum wurde also nochmals  
 ausgehoben, in das Bauatelier der Votivkirche gebracht, später  
 jedoch in die Verwahrung des historischen Museums der Stadt  
 Wien übernommen. massigen, altersgrauen Gestein ein dicker Ei-

Die Anlage der Vorhalle des Nordturmes entspricht in ih-  
 rer Konstruktion jener des Südturmes, doch ist die Innenverzie-  
 rung durch größere Lebhaftigkeit und Zierlichkeit gegenüber  
 den entsprechenden Partien am Südturme ausgezeichnet.

Auch hier gewahren wir über dem Mittelposten des Haupt-  
 einganges eine unterlebensgroße Steinfigur: Maria über der  
 Mondsichel stehend, Mutter und Kind mit großen Metall ( Barock )  
 Kronen. Entstehungszeit etwa die erste Hälfte des 17. Jahrhun-  
 derts. Die übrigen Figurennischen sind leer.

Die Seitenmauern der Vorhalle sind mit einigen Grabsteinen  
 tes sichtbares Brinnerungszeichen durch



geschmückt. Das Wandgrab aus grauem Sandstein an der Ostwand ist Michael Lobenwein, kais. Raitdiener ( gest. 1575 ) und dessen Familie gewidmet. In dem von Rundbogen über Pilastern abgeschlossenen Feld zeigt ein Relief den gekreuzigten Erlöser; im Hintergrund Ansicht von Wien. Vorn vor einer Draperie kniet der Stifter und eine Stifterin. Im bekrönenden Aufsatz ist ein rundes Wappenrelief in Rollwerkrahmung angebracht. Neben der in das Kircheninnere führenden Türe gewahrt man in die Stäbe der Wand eingefaßt, eine graue Steinplatte mit Wappenrelief und darunter eine etwa quadratische Kehlheimer Platte, deren Relief in vertieftem Rundbogenfeld den Kruzifixus in landschaftlicher Umrahmung mit einer Stifterin zeigt. Es ist das Grabmal der Anna Maria Seckhlin, geb. Weinigin ( 1638 ). Das Grabmal der Elisabeth Eberspergerin ( 1577 ) an der Westwand der Vorhalle zeigt im Relief den gekreuzigten Erlöser mit knienden Stiftern, im Hintergrunde eine Landschaft. Die Grabtafel enthält noch einen zweiten Namen, der jedoch verstümmelt ist. Osten nach Westen folgende Statuen stehen:

An der gleichen Wand ist auch das Grabmal der Katharina Eder, geb. Reicher ( 1559 ) und deren drei Kinder angebracht.

An dem linken Pfeiler des Mitteleinganges vom Adlertor springt aus dem massigen, altersgrauen Gestein ein dicker Eisengriff hervor, der einen drehbaren Panzer trägt und wie eine leere Spule aussieht. Ein unscheinbares, von kaum jemand beachtetes Denkzeichen der Vergangenheit, leuchtet es weit zurück in die Geschichte der Menschheit. Es ist der Asylring von St. Stephan.

Das erste mit dem Asylrecht ausgestattete Kloster ( s. 2. Band, S.44 ff ) war das Schottenkloster gewesen. Leopold der Glorreiche ( gest. 1230 ) dehnte es auf alle Wiener Kirchen aus, doch nur der Asylring bei St. Stephan ist als letztes sichtbares Erinnerungszeichen daran erhalten geblieben.

Die Schon Rudolf der Stifter ( gest. 1365 ) hätte im Interesse einer strafferen Handhabung der Rechtspflege dieses überkommene Recht gerne beseitigt und da das damals noch nicht möglich war, versuchte er es wenigstens einzudämmen. So beließ er es nur den Schotten und der Burg und erneuerte es an der Kirche zu St. Stephan. Um jene Zeit mag auch der stattliche Eisengriff von irgend einem Steinmetz in den Block getrieben worden sein, aus dem er noch heute unversehrt hervorragt. Wer diesen Asylring ergriffen hatte, durfte der weltlichen Gerichtsbarkeit nur dann ausgeliefert werden, wenn sein Verbrechen ein gemeines war, für das auch die Kirche keine Verzeihung hatte.

So sehr auch unter späteren Herrschern gegen dieses längst überholte Recht angekämpft wurde, erhielt es sich doch noch durch Jahrhunderte. Erst Josef II. gelang es schließlich, die letzten Spuren dieser alten Einrichtung zu beseitigen.

An der Außenseite des Adlertores ( Abb. 59 ) ist einschließlich der Torhallenpfeiler eine Flucht von sechs Nischen, in denen von Osten nach Westen folgende Statuen stehen:

1.) Stephanus ( Kopie nach der Originalfigur, die sich nun im Rathaus befindet),

2.) Maria mit dem Kinde,

3.) bis 5.) die drei anbetenden Könige ( Kopie von Ludwig Schadler nach den jetzt im erzbischöflichen Palais verwahrten Originalen ) und

6.) der heil. Laurentius ( Kopie von Schadler; Original in der Bauhütte ).

Von den Baldachinnischen enthalten die des Nordostpfeilers: die heil. Margarethe ( alt ), die Gruppe zweier Apostel ( Kopie von Ludwig Schadler nach den jetzt im erzbischöflichen Palais befindlichen Originalen ) und den heil. Christoph ( alt ).

Die letzte Nische am Nordostpfeiler, sowie die am Südostpfeiler ist leer.

Am Nordwestpfeiler befinden sich die Statuen: der heil. Katharina, der heil. Antonius von Padua, Petrus Canisius, Clemens Maria Hofbauer, von Ludwig Schadler 1909/10 verfertigt; eine Nische ist leer.

Die Nischen am Südwestpfeiler sind durch eine, an einem Mauerkern gesetzte Säule verstellt.

Abb. 59



Die Nischen der obersten Reihe am Nordturme wurden mit den Statuen der fürstlichen Förderer des Baues besetzt und zwar sehen wir hier jene (s.S. 34.) entstanden ist. Gleich ihm wird es von des Kaisers Friedrich III., seines Sohnes, des Kaisers Maximilian I. und von dessen Gattin Maria von Burgund, erst im 16. Jahrhundert beendet, eine des Kaisers Franz Joseph I. und der Kaiserin Elisabeth, - alle 1878 von Franz Erler gearbeitet.

Das ausgesprochen spätgotische Steinmaßwerk reicht bis 45 Meter Höhe des Turmes.

Am Adlertor wurden am 17. September die Bullen angeschlagen worden, laut welcher Wien zum Bistum erhoben worden war.

Auch westlich des Adlertores sind in das Mauerwerk einige Grabsteine eingefügt.

Gleich neben dem Tore befindet sich die Grabtafel des Nicolas Kherner (gest. 1567), Mitglied des Aussern Rats und seiner Gattin Anna (gest. 1559). Im Giebfeld Auferstehungsrelief.

An der Abschrägung des anschließenden Turmpfeilers fällt das Grabmal des kais. Obersten Mauritius Baro de Peschwiz (gest. 1674) auf. Es besteht aus einer rundbogig geschlossenen Platte mit Wappenrelief in vertieftem Rundfeld zwischen Totenköpfen.

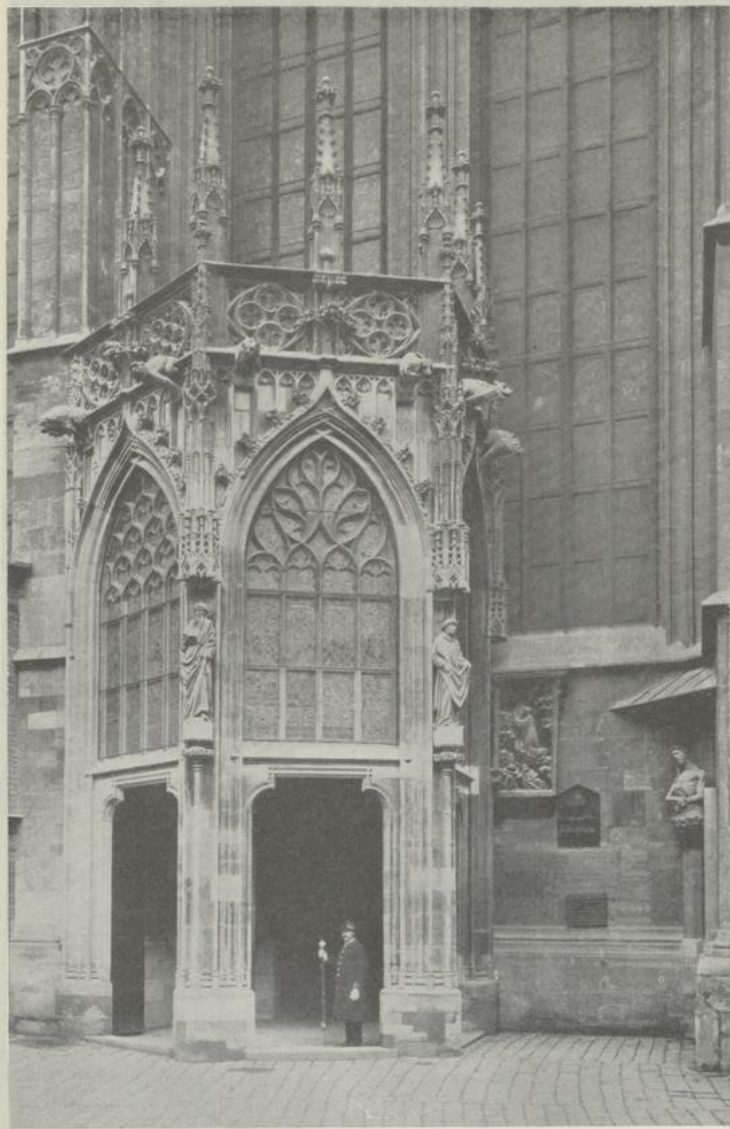
Am nächsten Turmpfeiler haben Matthäus und Helena Huber (1556, bzw. 1564) ihr Grabmal. Das Relief zeigt den gekreuzigten Erlöser zwischen dem Stifterpaar.

Das Grabmal des niederöstr. Kammersekretärs Balthasar Peng (gest. 1568) und seiner Frau beschließt die Reihe der Grabmäler an der Außenseite des Nordturmes. Im Relief: Kruzifixus zwischen kniendem Stifterpaar.

Anschließend an den Adlerturm zieht sich bis gegen das Bischofstor die Bauhütte von St. Stephan hin (s.S. 35). Es ist ein schmuckloser, einstöckiger Fachwerkbau mit flachem

Dach, der 1863 errichtet wurde. restauriert.

Nun folgt das Bischofstor, das im einheitlichen Plane mit mit dem Singertor ( s.S. 68 ) entstanden ist. Gleich ihm wird es von einem Vorbau verdeckt ( Abb. 60 ), der ( nach Tietze ) erst im ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts beendet, eine



spätgotische Nachahmung jenes vom Singertor ist. Die Vorhalle dürfte kurz nach 1502 entstanden sein; das in diesem Jahre erschienene Heilthumsbuch ( s.S. 370 ), das eine Ansicht des Stephansdomes enthält, zeigt das Bischofstor noch ohne die Vorhalle ( s. Abb. 2, S. 2 ).

Die Verzierungen sind hier im Sinne der Spätgotik sehr wesentlich fortgeschritten. Wie bei der Vorhalle des Singertores sind auch hier die baldachinüberdeckten Nischen der Außenpfeiler

Abb. 60 Phot. Max Jaffé  
Vorbau des Frauen- oder Bischofstores am nördlichen Langhaus (um 1502)  
Rechts davon „Elberg“ von 1387 und „Heiland im Glend“ von 1625

mit den Figuren des heil. Paulus und des heil. Stephanus besetzt, nur ist hier Paulus mit Buch und Schwert, Stephanus hingegen als Diakon dargestellt, einen Stein in der mit beiden Händen gerafften Kasel haltend. Beide Figuren sind durch einen fränkisch-schwäbischen Einschlag ausgezeichnet, der sie von den rein heimischen Arbeiten trennt ( Tietze ). Die Statuen,

Bischofs- (Frauen-) Tor an der Nordseite des Langhauses  
die aus der Entstehungszeit der Vorhalle stammen dürften, wur-

den wie diese Halle selbst, 1903 restauriert. *Elisabeth*, Tochter des  
 Kaisers Von Rudolf den Stifter begonnen, wurde das B i s c h o f s -  
 tor ( Abb. 61 ) nach seinem Tode von dessen Bruder, Herzog Al-  
 brecht III. vollendet, der hier seine eigene Porträtfigur und

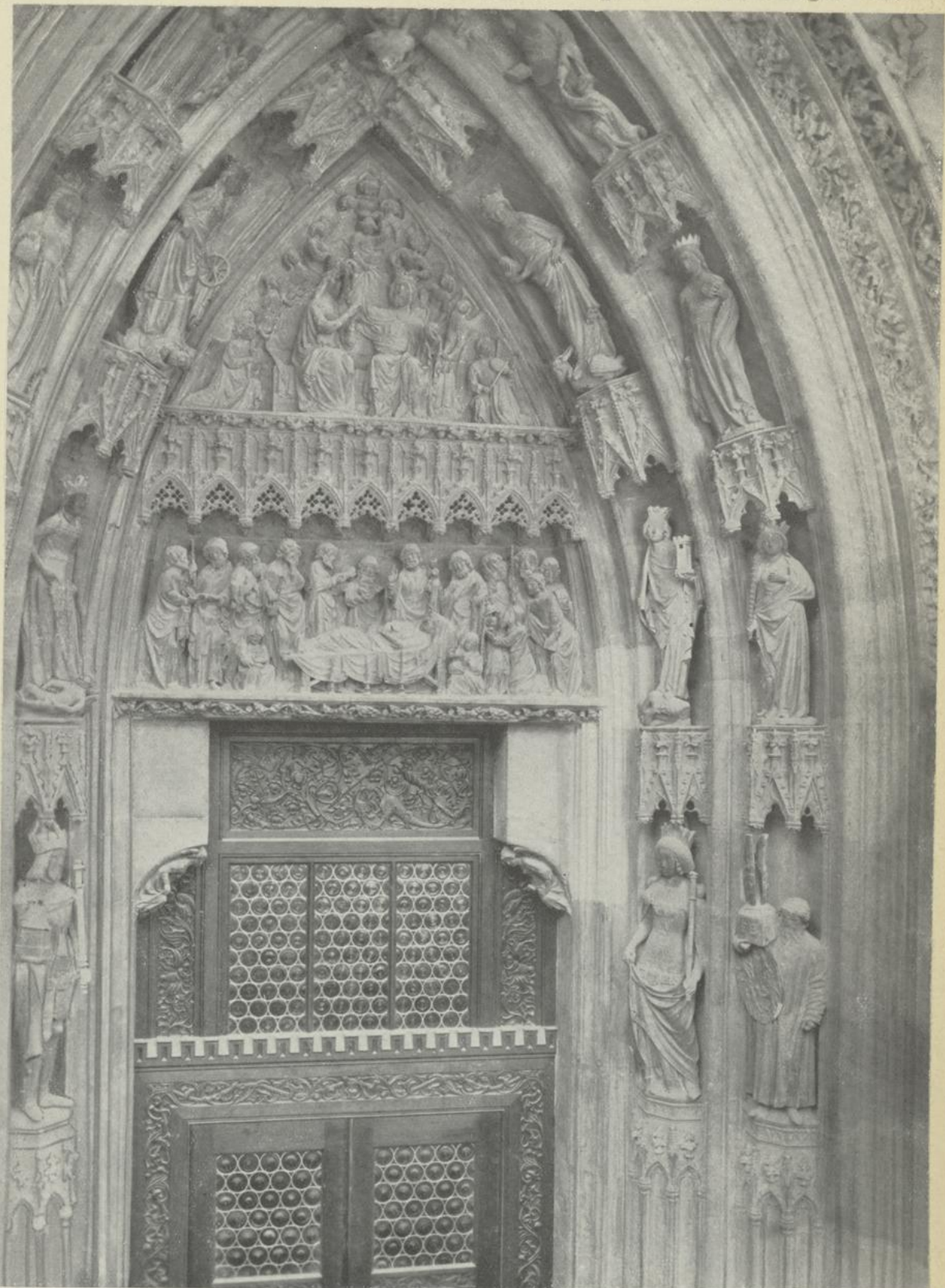


Abb. 61

Bischofs- (Frauen-) Tor an der Nordseite des Langhauses. Einst Eingangstor für die Frauen, zeigt es in der Lünette den Tod und die Krönung Mariä und in den Leibungen weibliche Heilige. Fürstenfiguren: Herzog Albrecht III. und seine Gemahlin Herzogin Elisabeth.

jene seiner ersten Gemahlin, Elisabeth von Böhmen, Tochter des Kaisers Karl IV., anbringen ließ. Da die zweite Ehe Albrechts 1375 geschlossen wurde, muß das Bischofstor vor diesem Jahr vollendet worden sein. Seine Anlage und Ausschmückung stimmt mit jener des Singertores in der Anordnung vollkommen überein, nur daß es, für den Eingang der Frauen bestimmt, in der Leibung des Bogens ausschließlich weibliche Heiligengestalten enthält, die zum Teil durch Kopien ersetzt sind. Alle Figuren tragen Kronen und reich wallende Gewänder; zum Teile sind sie mit Stützen an der Rückwand befestigt. Die einzigen männlichen Figuren an diesem Tore sind jene des Herzogs und seines Wappenhalters, in deren noch ziemlich steifer und befangener Gestalt sich bereits belebtere persönliche Züge zu regen beginnen.

Von den Lunettestreifen im Spitzbogen des Portals stellt der untere den Tod, der obere die Krönung Mariä dar. Die Bettung der Jungfrau auf einer Bahre im untern Streifen knüpft an eine Legende der Bestattung Mariä an: "Nachdem Maria entschlafen, befahl Christus den Jüngern, die Leiche zwei Tage hindurch zu bewachen; am dritten Tage werde er wieder kommen. Die Leiche wurde nun auf eine mit reichen Pfellen behangene Bahre gelegt". (A. Schultz, die Legende vom Leben der Jungfrau Maria, Leipzig 1878, S. 31). Hinter der Bahre steht Christus, die Rechte segnend erhoben, mit der Linken die Seele Mariä haltend; rechts und links je sechs Aposteln.

Im obern Streifen ist Maria in sitzender Stellung neben Christus dargestellt, der ihr die Krone aufsetzt, über die ein von sieben Engeln gehaltenes Tuch gebreitet ist. Rechts und links knien zwei musizierende Engel.

Das Bischofstor, das 1857 und 1896 einer eingehenden Restaurierung unterzogen wurde, führt auch noch den Namen Frauen- oder Mesnertor. Der erlauchte Herr Rudolf IV., Herzog

Auf der linken Strebepfeilerwand der Vorhalle ließ Rudolf der Stifter noch zu seinen Lebzeiten seine eigene Grabschrift in von ihm erfundenen Geheimzeichen anbringen. Diese Grabschrift (Abb. 62), die Hofrat Johann Baptist Kepfer, Abt von

† NR. \* Q 5 0 \* X 8 A 5 8 . 0 f \* V 0  
P 8 E L 8 H T A H 8 . 0 H 8 V f X 5 T 2  
Abb. 62

St. Blasius, entzifferte, soll besagen: "Hic est Sepultus Dei gratia dux Rudolphus Fundator". (Hier liegt

begraben von Gottes Gnaden Herzog Rudolph der Stifter). Mit der Wirklichkeit stimmt das allerdings nicht überein, denn Rudolf ruht in der von ihm gegründeten Herzogsgruft des Domes (s. S. 259). *hier nach Stockerau, wo er in einer einfachen Her-*

*ber* Manche Buchstaben dieser rätselhaften Schrift erinnern an die Steinmetzzeichen, die an verschiedenen Kirchen und Kapellen jener Zeit angebracht wurden. Auch liegt es nahe, daß sich Rudolf bei seiner hohen Gelehrsamkeit und seinem lebhaften Interesse selbst um die Geheimnisse der Steinmetze in den Bauhütten gekümmert hat. *Die damals sehr gefürchteten Ungarn (1312).*

Die Im linken Türstock des Bischofstores ist ein von den vielen Berührungen ausgehöhlter in Messing gefaßter, ehemals weißer, jetzt aber verfärbter Stein eingemauert, auf welchen einst der irische Prinz Coloman gelegt worden sein soll, als man ihn zu Tode marterte und auf dem das Blut des Heiligen geflossen sei. Der Stein wurde von Bischof Peter von Chur geweiht und im Jahre 1361 in Gegenwart des Herzogs Rudolf hier eingemauert, nachdem der Herzog unmittelbar vorher einige Reliquien unter dem Stein eigenhändig hinterlegt hatte. Eine lateinische Inschrift, die der Stein einstens ausgewiesen, ist fast vollständig verschwunden, doch ist ihr Wortlaut uns bekannt. In deutscher Uebersetzung besagte sie: "Dies ist der Stein, auf dem das Blut des heiligen Märtyrers Coloman floß, als ihm die Schienbeine zersägt wurden. Der erlauchte Herr Rudolf IV., Herzog



von Oesterreich, hat ihn hieher gesetzt." Von diesem Heiligen wird uns erzählt: Die Mitglieder des Rates Koloman, ein königlicher Prinz von Irland, fühlte sich magisch zu den heiligen Stätten des Morgenlandes hingezogen. Als frommer Pilger verließ er trotz der eindringlichen Warnung seines Dieners, des alten Gärtners Gotthalm, das Vaterhaus, "denn Gott sendet den Menschen das Schicksal, dem sie nirgends entgehen können, nicht in der Heimat, nicht in der Fremde. Was uns bestimmt ist, muß an uns in Erfüllung gehen!" So dachte und sprach Koloman. Sein Weg führte ihn über Frankreich und Deutschland. In Wien wollte er längere Rast halten und gelangte auf dem Wege dahin nach Stockerau, wo er in einer einfachen Herberge Trank und Speise nahm. Die hohe ritterliche Erscheinung, die er durch das schlichte Pilgerkleid nicht gänzlich verbergen konnte, fiel auf.

Prinz Koloman hatte allerdings seine Pilgerfahrt zu ungünstiger Zeit angetreten. Die Grenzlande der Donau standen im Kampfe gegen die damals sehr gefürchteten Ungarn (1012). Die Leute in den kampfnahen Gebieten waren daher sehr mißtrauisch geworden gegen alle Fremden, die sie durchwanderten. Zudem verstand Koloman die Landessprache nicht und als er gar mit einem Goldstück die Zeche bezahlte, war das Grund genug, ihn für einen Spion zu halten. Es wurde der Stadtrichter geholt. Sein Name "Wolkenstorffer" ist uns überliefert. Da aus dem sprachunkundigen Fremden nichts herauszubringen war, ließ er ihn fesseln und ins Gefängnis werfen. Am nächsten Morgen wurde der Unglückliche, mit schweren Ketten belastet, in die Ratsstube geführt und kam vor den Rat der Stadt. Nach peinlicher Untersuchung nahm man ihm den Beutel mit Gold ab, wobei man auch einige von Koloman wohlverwahrte Pergamentblätter fand, die mit einer rätselhaften Schrift bedeckt waren. So harmlos der Inhalt war, der nur Aufzeichnungen über den Weg enthielt,

erblickte man doch darin einen sicheren Beweis der Schuld, da die Schriftzüge niemand entziffern konnte. Die Mitglieder des Rates meinten, der Gefangene wolle nicht reden und stelle sich nur so, als ob er die deutsche Sprache nicht verstünde. Um ihn dennoch zum Sprechen zu bringen, wurde er den grausamsten Foltern unterzogen. Der Geißelung folgten die unmenschlichsten Martern. Da eine gegenseitige Verständigung durch Zeichen und Gebärden doch nicht möglich war, ergab sich Koloman in sein Schicksal und empfahl seine Seele Gott. Die Ergebung des Dulders erweckte nur noch mehr die Wut Wolkestorffers und er befahl, dem Unglücklichen die Glieder zu brechen. So hauchte der Märtyrer schließlich seine Seele aus.

Wie den ärgsten Verbrecher schändete man noch seinen Leib im Tode. Man hängte ihn außerhalb des Ortes an einen dünnen Baum auf, damit der den Vögeln zum Fraße diene. Das geschah am 17. Juli des Jahres 1012. Wohl sollen die Vögel herbeigeflogen sein, doch berührten sie den Toten nicht; sie ließen sich im Geäst des Baumes ruhig nieder, als betrauertem sie ihn. Voll Verwunderung erkannten das die Leute des Ortes. Dem Herbergsvater, bei dem der Fremdling eingekehrt war, fiel dessen Tod nun schwer auf die Seele. Ueberzeugt von der Unschuld des Gemordeten, ging er hinaus auf das Feld, wo der Baum stand und grub zu dessen Füßen in dessen Schatten mit Hilfe seines Knechtes ein Grab. Dann legte er den Leichnam in ein weißes Linnen und bettete ihn in die Erde. Gar bald blühten auf dem Hügel die schönsten Blumen und als nach Jahresfrist eine Ueberschwemmung der Donau die ganze Gegend verwüstete und insbesondere um Stockerau herum mit erschreckender Gewalt wüthete, blieb das Grab des Pilgers mit dem blühenden Baume allein verschont und es war, als teilten sich an dieser Stelle die reißenden Fluten, den Frieden des hier Ruhenden nicht zu stören.

Markgraf Heinrich, der auf diesen Vorfall aufmerksam ge-

macht worden war, interessierte sich für die Sache und ordnete eine strenge Untersuchung an. Nach Aufklärung des Sachverhaltes entsetzte er Wolkerstorffer seines Amtes und ließ ihn - nach der Erzählung - für seine Ummenschlichkeit den gleichen Tod erleiden. Aus den Pergamentblättern, die man dem unglücklichen Pilgrim einst abgenommen hatte, ließ sich leicht auch ~~seine~~ dessen Herkunft feststellen.

Nachdem dies geschehen war, gab der Markgraf den Befehl, den Leichnam auszugraben. Da bot sich ein neues Wunder dar. Der Leib war unversehrt, als hätte man ihn eben erst in die Grube gelegt. In tiefer Reue und Zerknirschung strömten die Leute herbei, die einst Zeugen der unmenschlichen Qualen des Gemarterten gewesen waren.

In feierlichem Zuge geleitete der Markgraf selbst Kolomans sterbliche Reste nach Melk, der damaligen Residenz der Babenberger und ließ den Leichnam am 13. Oktober 1014 in einem prunkvollen Grabe beisetzen.

Auf "heftiges Begehren Stephani des ersten Königs in Ungarn" wurde zwar der Leichnam anno 1015 über die Leitha entführt, "allein vor Verfließung eines Jahres mit vielen Brunnüssen wiederumb nach Mölckh gebracht", da Ungarn ob dieses Raubes durch endlose Plagen heimgesucht und gestraft worden war und der Heilige so klärlich kundgetan hatte, wo seiner irdischen Reste dauernde Ruhestätte sein sollte.

Seither ruhen die Gebeine des heil. Koloman, des Patrons der klösterlichen Gemeinde Melk in einem Sarkophag der dortigen Stiftskirche, in deren Mausoleum auch die ersten Babenberger, deren 11 hier beigesetzt sind, der Auferstehung harren.

Die Erinnerung der Pilgerschaft des Heiligen hielten die Mönche durch viele Jahre dadurch fest, daß sie am Tage St. Kolomans an Dürftige Brot und ~~Wein~~ Wein austeilten. Als man diese Spende aber, - so meldet die Sage, - wegen immer

größeren Zulaufes einstellen wollte, habe sich ein Gang des Stiftes plötzlich um zwei Stufen gesenkt, worauf das Gelübde schleunigst erneuert worden sei. Sie lautet:

Rechts vom Bischofstor ist an der Kirchenwand das schöne malerische Steinrelief "Christi am Oelberg" mit Inschrift angebracht ( s. Abb. 60, S. 143 ). Hier war einst zu lesen, daß derjenige, der hier drei Vater unser und Ave Maria betet, auf 60 Tage einen Ablass gewinne, den Georg, Bischof zu Passau 1387 bestätigte ( Ogesser, S. 78 ).

1896 wurde das Relief von einem Oelanstrich befreit.

Der Oelberg folgt einem in Niederösterreich verbreiteten Typus. So finden wir ein verwandtes Stück an der Pfarrkirche in Pöchlarn, eine Vorstufe dazu in St. Leonhard, eine ikonographische Variante ( mit Moses und Elias ) in Klein Pöchlarn. Der Oelberg bei St. Stephan dürfte dem vierten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts entstammen ( Tietze ).

Gegenüber starrt uns in der Ecke des Pfeilers die bemalte Halbfigur des mittelalterlichen Schmerzensmannes an, die sich auf einen Säulenstumpf erhebt. Sie wurde 1625 durch Adolf Solman, niederösterr. Kammerregistratur Amts Hofmeister Grundbuchsverwalters des Jungfrauenklosters bei St. Laurenz in Wien errichtet. 1896 wurde sie durch den Bildhauer Erlner und den Maler Gerisch restauriert, wobei an der Wand alte Freskomalereien zu Tage kamen,

In der Mitte der Wandfläche zwischen der Statue und dem Oelberg gewahrt man ein kleines Kirchenfenster mit Butzenscheiben. Darunter befindet sich ein Inschriftstein in gotischer Minuskelschrift, der sich auf die unter ihm sichtbare ~~nichtbare~~, vergitterte, aber jetzt leere Mauernische ( 35 X 45 ) bezieht. Die Nische hat auf der nur einige cm tiefer gelegenen Fläche einige Eisenteilchen, die beweisen, daß einst hier Skulpturen angebracht waren. Die eiserne Vergitterung läßt das Objekt

nur noch mysteriöser erscheinen.

Die Inschrift über der Nische hat nun in Schrift gerettet, was plastisch nicht mehr besteht. Sie lautet:

Ihr+menschen als+abt+gelaubt in got+  
vnt+behalt+christi+gebot+des  
die+haiden+nicht+habent ge  
tan·sie·paten·an·die·tatermann·wand  
die·sew·selb habent·berait·da·von  
werdent·sie wol·geait·in·der·hell·fewr·alle  
vremd·ist·in·tewr.

d.h. in freier Uebertragung:

Ihr Menschen gesamt glaubet an Gott  
und behaltet Christi Gebot,  
Was die Heiden nicht haben getan,  
sie beteten an die "Tatermann",  
die sie selbst haben bereit, auch "die heiligen oder goldenen"  
darum wurden sie bestraft;  
aller Friede ist für sie dahin.

So wurden wohl die Tatermanns als abschreckendes Spottbild heidnischer Göttervorstellung in dieser Nische angebracht, womit ihr Zweck gedeutet erscheint.

Die archäologischen Forschungen haben festgestellt, daß die christliche Kirche in den neu bekehrten Ländern Gotteshäuser mit Vorliebe an solchen Stellen erbaute, wo früher heidnische Tempel, tiefe Haine und wunderwirkende Quellen sich befanden. Bei Nachforschungen in Kirchen, die an Stelle von Heidentempeln erbaut wurden, hat sich ferner ergeben, daß man alte, ehemals daselbst befindliche Götzenbildnisse und allerlei heidnische Heilsdinge entweder in den Fundamenten der Kirche oder über der Erde sichtbar, in umgestürzter Stellung wie verdammend und verachtend, einzumauern pflegte.

Die durch die Heidenapostel als Mittel zum Zweck bei den Deutschen eingeführten Götterdarstellungen wurden in fratzenhafter Lächerlichkeit ausgeführt, als plumpe menschliche Gestalten, als Klumpen u.dgl. In Oesterreich nannte man sie "Manderln", "Götzenmanderln", "Tatermanns", "Spazifankerl" u.s.w.

In der Ueberlieferung wird der Stephansplatz als eine alte heilige Stätte geschildert, die von einem Hain umgeben war.

Darauf weist auch der Name eines alten Verkehrsweges hin, der "Heidenhainstraße", über deren genaue örtliche Lage wohl Zweifel bestehen, die jedoch zwischen St. Stephan und "Auf der Hülben" gelegen, um 1090 erwähnt wird. Unterstützt wird die Wahrscheinlichkeit einer ehemals heidnischen Kultstätte auf dem Stephansplatz durch die Tattermanns in der Nische beim Bischofstor. Man weiß leider nicht, wie diese drei Mannderln ausgesehen haben. Vermutlich waren sie primitive Steinarbeit und an den noch sichtbaren Eisenhältern befestigt. Vom Volke wurden sie ~~von Volke~~ die "Teufeln" oder auch "die heiligen oder goldenen drei Könige" genannt, wohl nur deshalb, weil eben drei Figuren da waren. Eine Chronik erzählt, daß sie zerschlagen, eine zweite, daß sie gestohlen wurden. Schon im 17. Jahrhundert waren die drei Steinbilder in der Nische nicht mehr vorhanden. Das beweist die älteste Beschreibung von St. Stephan, eine Handschrift aus dem Jahre 1665, die sich jetzt in der Nationalbibliothek befindet (über ihren Verfasser Testarello s.S. 251). In dieser Schrift heißt es ausdrücklich: "Unter oberwähnten (Inscription) Stein ist jetzt noch ein eigenes Gitter zu sehen, hinter welchem sich vor Zeiten die heil. 3 Könige, aus Gold gegossen, befunden haben sollen, die aber "entfremdet" wurden, so daß nur mehr die in den Stein eingegossenen "Bley-Hafften" verblieben sind. Daraus geht auch hervor, daß im 17. Jahrhundert die Tattermanns ihre Bedeutung gänzlich eingebüßt hatten. Man hielt sie für die heil. drei Könige. ~~Merkwürdig ist es immerhin, daß den Christen~~ ~~der Zusammenhang~~ Durch sprachwissenschaftliche Schlüsse wurde man verleitet, die drei Götzenbildnisse mit dem Einfall der Tartaren (1242) in Beziehung zu bringen. "Tattermann" war ein Spezialausdruck für Götzenbilder.

Er ist bis Hugo von Trimberg ( um 1330 ) literarisch nachweisbar und für eine Denksäule auch in Bamberg belegbar. Das Wort ist von Tartarus, die Unterwelt, Hölle, abzuleiten. Ein Tartarusmann ( Tatermann ) ist daher ein Teufel, ein Heidengott. In mittelalterlichen Werken findet man das Wort für Teufel oft benützt. "Tatern" selbst bedeutet soviel wie vor Angst und Schrecken zittern, womit wahrscheinlich die Macht der Götter ironisiert wurde.

Indem man die drei Götzen hier unter Gitter steckte, wollte man wohl auf den Triumph der christlichen Kirche über den heidnischen Götzendienst hinweisen. Man dachte sich dadurch die Götzen eingesperrt und unschädlich gemacht.

Im Wiener Volksmunde lebt eine ulkige Sage, die eine ziemlich klare Andeutung der Existenz der drei Götzenbilder enthält. Vor uralten Zeiten, heist es, da trieben in und um die Stephanskirche drei Teufel ihr arges Spiel. Man nannte sie Luziferl, Spirifankerl ( auch Spazifankerl ) und Springinkerl. Luziferl war der tollste und gefährlichste unter ihnen und ihm legt man zur Last, daß der zweite Turm unausgebaut geblieben ist. Um die Vollendung des Turmes zu verhindern, begab sich nämlich Luziferl eines Tages verkleidet auf ihn, lockte den Baumeister unter einem Vorwande auf einen Vorsprung des Baues, von wo er ihn hinabstürzte.

Das ist eine Variante zur bekannten Teufelssage. Man verfolgte den bösen Luziferl, bis man endlich seiner habhaft werden konnte. Bald darauf fing man auch den Spirifankerl und den Springinkerl ein, die im Dome fortwährend herumsprangen und den Gläubigen allerhand Bosheiten antaten. Schließlich steckte man alle drei bösen Geister in den Käfig an der Kirchenwand, aus dem sie sich nicht befreien konnten und so zu Stein wurden.

Der nächste Vorbau gehört bereits zu der bis zur Westfront reichenden Tirnakapelle. Deren Außenwand schmücken wieder

mehrere Grabmäler und zwar im Feld, das dem Bischofstor gegenüber liegt, jenes des Christoph Birkhammer ( gest. 1574 ).

An der Nordseite der Kapelle sieht man das Grabmal des Georg Hoesch, Mitglied des Innern Rats ( gest. 1609 ) und seiner Gattin Maria, das 1897 restauriert wurde. Es erhebt sich über stark erneuten Sockel mit fratzengeschmückten Konsolen und trägt darüber eine Inschrifttafel. Das Relief, das zu unterst die Stifter zu Seiten des Kruzifixus' kniend zeigt, enthält darüber die Auferstehung Christi mit zahlreichen Wächtern und einem großen Engel, der die Grabplatte aufhebt. Links im Hintergrunde ist Maria sichtbar. Beiderseits des Reliefs Figuren des heil. Petrus und Paulus. Die linksseitige Figur des Petrus ist neu, ( von Bildhauer Dürer ).

Das Grabmal des Bürgers Kaspar Aichinger ( gest. 1603 ) und seiner Familie ( 1897 rest. ) zeigt im Relief den gekreuzigten Erlöser mit knienden Stiftern am Kreuzesfuße. Außerhalb der einfassenden Säulen sind die Figuren Glaube und Hoffnung angebracht. Die Bekrönung bildet ein Wappenrelief mit Totenkopf und Gebeinen zwischen zwei Obelisken.

Das Grabmal des Qirinus Teininger aus Innsbruck ( gest. 1513 ) ist eine charakteristische niederösterreichische Renaissancearbeit. Die rosa Marmorplatte mit Randschrift und Relief zeigt einen jungen Mann mit Talar und Barett, der vor sich an zwei Ringen eine Inschrifttafel hält. Seitlich von ihm Wappen.

Darüber befindet sich das Grabmal des Bürgers Georg Enghart, gest. 1584. Dunkelgrauer Stein mit Rundfeld und Inschrifttafel; 1896 renoviert.

Anschließend folgt das Wandgrab des Ratsherrn Georg Hörbst ( Herbst ), gest. 1602 und seiner beiden Frauen Maria, gest. 1591 und Margaretha, gest. 1594. Im Relief die Auferstehung Christi; zwischen den Wächtern die knienden Stifter.



Oben Wappenschild. Das 1893 restaurierte Grabmal wurde 1900 von der Westseite des Domes an den jetzigen Standort übertragen.

Daneben befindet sich das Grabmal des Isac Blezger, gest. 1620, Richter des Marktes Gumpoldskirchen. Platte aus rotem Marmor mit Wappenrelief und Inschrifttafel.

Das Grabmal des Stadtunterkämmerers Coloman Schen, gest. 1569, beschließt diese Reihe. Das 1896 renovierte Wandgrab besteht aus einem Stein mit Inschrift und Wappenrelief.

An der gleichen Wand ist auch das Wappen der Tirna (zwei mit dem Rücken einander zugekehrte Halbmonde) angebracht.

Ueber das Geschlecht der Tirna s.S. 110.

Ein Blick nach oben zeigt uns auch auf der nördlichen Langhausseite in den Pfeilernischen einige Figuren. Die modernen Skulpturen der vier Langhauspfeiler zwischen Nordturm und Tirnakapelle sind hier mit Ausnahme Rudolfs des Stifter den Babenbergern vorbehalten, während an der südlichen Langhauswand nur Habsburger Aufstellung gefunden haben (s.S. 63).

Von Westen nach Osten stehen: Leopold der Glorreiche, Heinrich Jasomirgott, Rudolf der Stifter und Friedrich der Streitbare.

An der nördlichen Außenseite der Tirnakapelle sind in analoger Anordnung, wie wir das an der südlichen Außenseite der Eligiuskapelle gesehen haben, die unter Baldachinen befindlichen Pfeilernischen mit den Figuren der Evangelisten Markus und Matthäus geschmückt, — von Josef Gasser um 1860 hergestellt.